

# *ethnologik*

Herbst 2006

***POWERFLOWER***



### Warum Powerflower?

- Ethnologie ist ein Orchideenfach – ein sicherer Weg in die Arbeitslosigkeit!

Komischerweise haben sich derzeit allein in München fast 1300 StudentInnen entschieden, gerade diesen Weg zu gehen. Aber warum tun sie das, obwohl doch dieses Fach bestenfalls als hübsches Blümchen angesehen wird. Scheinbar handelt es sich um eine Disziplin, die zwar interessant ist, doch aus wirtschaftlicher und politischer Perspektive so gar nicht den dort gewünschten Ansprüchen genügt. Sind wir denn nicht damit ausgelastet, uns mit unseren eigenen Problemen zu befassen?

In der Europäischen Union leben heute ca. 18,5 Millionen AusländerInnen. Man muss wohl kein Ethnologe sein, um festzustellen, dass diese Menschen irgendwie „anders ticken“ und dass sich deren Lebensgestaltung, Ansichten und Gefühle oft von den unsrigen unterscheiden. Es ist heutzutage nicht einmal mehr nötig, die eigenen vier Wände zu verlassen, um mit anderen Lebenswelten konfrontiert zu werden. Ein Blick rüber zum Nachbarn oder ins Web genügt.

Wer diese Disziplin auch heute noch als exotisch bezeichnet, hat eine entscheidende Tatsache unserer Zeit nicht erfasst. Ständig werden wir mit dem Anderen, dem für uns Ungewöhnlichen konfrontiert, wobei wir vielleicht manchmal von einem Gefühl der Angst oder Bedrohung ergriffen werden. Genauso könnten wir das Andere aber auch als Alternative oder Bereicherung ansehen. Dies ist eine Entscheidung, die jeder für sich selbst treffen muss. Doch um ein Urteil fällen zu können, muss man erst verstehen, wofür oder wogegen man sich ausspricht. Die Ethnologie kann solch eine Entscheidung nicht abnehmen – aber helfen kann sie dabei.

Und genau hier zeigt sich das Potential des universitären Blümchens. Ein Potential, das sich erst dann wirklich entwickeln kann, wenn die Erkenntnisse aus diesem Fach der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Das ist es, was wir erreichen wollen.

Wir fragen und reflektieren, wir regen Diskussionen an und erweitern diese über unseren eigenen kulturellen Tellerrand hinaus. Dabei machen wir weder bei Wirtschaft, Politik noch Sport halt. Genauso sprechen wir über Kunst, Musik und Wahnsinn – und am Ende finden wir uns nicht selten selbst als Diskussionsgegenstand wieder.

Wenn es sich bei der Ethnologie nur um ein hübsches Blümchen handeln soll, dann aber nicht um eine Orchidee. Ethnologie ist wie eine Blume – schön anzusehen – doch birgt sie durch ihr Potential etwas noch viel wichtigeres in sich. Sie hilft, uns selbst und die anderen zu verstehen.

Daher sagen wir: Wenn schon Blume – dann Powerflower!

Eure Redaktion. ■

## Inhalt

- 03 Editorial
- 06 Ethnologie und Öffentlichkeit**  
06 Orchideen  
08 Protestkundgebung im Mai  
10 Machen Sie was, Frau Merkel!  
12 Neues zum Streik der Lehrbeauftragten  
13 ethnologik.de reload
- 14 Ethnologie und Praxis**  
14 Das Leben danach
- 15 Theoretisches**  
15 Watch the public choreography  
17 Arbeitskreis Musikethnologie
- 18 woanders**  
18 „El Evo ist einer von uns!“  
21 Acá esta la lancha  
24 Une aventure marocaine
- 28 Kritisches**  
28 Effizient zu sein  
30 Karrikaturen
- 31 Feuilleton**  
31 World Anthropologies  
32 Elf Schwarze müsst ihr sein ...
- 34 „Normal“ in München?**  
34 Was ist normal?  
36 Was sagen denn die Nachbarn?  
37 Wer morgens zerknittert aufsteht ...  
38 Unnormal ist anders  
41 Geschwister und ihre Behinderten  
43 Nach einem Experiment folgt Erfahrung  
46 Über Kultur und Wahnsinn  
48 Finger weg! Ich bin behindert.  
50 Die Bewohner  
52 Was ist das, „behindert“?  
56 ... hat im Laufe des Tages viele Entfaltungsmöglichkeiten
- 58 Impressum



# Orchideen

Text: Alexander Knorr

• Vor dem staatlichen Museum für Völkerkunde zu München stehen zwei Statuen. Der Sockel der einen trägt einfach nur den Namen des Dargestellten: „Fraunhofer“. Daß JOSEPH VON FRAUNHOFER (1787 -1826) Optiker und Physiker war, erfahren wir von dem Sockelstein nicht. Auf dem Sockel der anderen Figur steht zu lesen: „Der große Philosoph Schelling“. Nun ließe sich trefflich spekulieren, welche der beiden Inschriften dem jeweils Dargestellten größere Ehre erweist. Ist Ruhm und Bekanntheit Fraunhofers so selbstverständlich, daß es despektierlich wäre, seinem Namen erklärende Worte beizufügen? Oder stehen die Philosophie und die Leistungen des Großwissenschaftlers FRIEDRICH WILHELM JOSEPH VON SCHELLING (1775-1854) so turmhoch über den „harten Wissenschaften“, daß es ihnen gebührt, entsprechend gerühmt zu werden?

mit anderen Lebensweisen kommt, mit ihnen zu tun hat, sich mit ihnen auseinandersetzen muss. Doch sehr häufig versteht man das Tun und Lassen, das Handeln derer, die anders leben, nicht. Man versteht nicht wie sie denken, was sie sich vorstellen, wie sie die Dinge sehen, wie sie empfinden, was sie wie wollen und warum. Weil man von ihrer Kultur nichts weiß, sie nicht verstanden hat. Genau da kommt die Ethnologie ins Spiel. Forschung, die andere Lebensweisen und Weltsichten verstehbar macht, und Lehre, die nicht nur das bereits Verstandene vermittelt, sondern auch beibringt, wie man versteht, verstehen kann.

Früher, als die Ethnologie noch Völkerkunde hieß, beschäftigte sie sich vornehmlich mit den Lebensweisen derer, mit denen sonst niemand etwas zu tun haben wollte. Gesellschaft-

einen persönlich, aber für die Menschheit im allgemeinen. Interesse für und Verstehen von anderen Kulturen bedeutet, auf die Kreativität der gesamten Menschheit zurückzugreifen. Und das ist etwas mehr als das, was im eigenen Vorgarten vor sich geht.

Der nächste Schritt war die Erkenntnis, dass das Verstehen der Anderen, die neuen Sichtweisen die man dadurch erlangt, einem helfen können, die Dinge im eigenen Vorgarten und in unmittelbarer Nachbarschaft besser zu verstehen.

Heute beschäftigt sich Ethnologie mit allen zunächst unverständenen Formen menschlicher Lebensführung, Lebensbewältigung und Lebensgestaltung. Überall auf der Welt. Aktuelle Forschungsprojekte des Münchner Instituts für Ethnologie befassen sich beispielsweise mit Identität in Süd-Indien, mit Anbau und indianischem Weltbild in Kolumbien, mit Islam und Islamismus in Marokko, mit Christentum, Reform und indigener Gesellschaft in Brasilien, mit der kulturellen Aneignung von Informations- und Kommunikationstechnologien und mit Sprache und Globalisierungsprozessen in westafrikanischen Städten. Wir interessieren uns aber auch für Punks in München, für die Graffitiprüher am Laimer Verladebahnhof, und für den Trachtenverein in Simbach am Inn. Alles

Was bedeutet denn Wohlstand für eine Gesellschaft wie der unseren? Dass wir aus 400 Sorten Hundefutter auswählen können? Nichts gegen soziale Marktwirtschaft, nichts gegen freien Wettbewerb. Aber das kann nicht der alleinige Kern sein. Markt und Konjunktur sind Notwendigkeiten unserer Gesellschaft, unserer Kultur. Aber darin erschöpfen wir uns nicht. Unser Zusammenleben wird nicht durch drei Zahlen definiert: Arbeitslosenrate, Wirtschaftswachstum und DAX. Das ist schon alles wichtig, aber Wohlstand bedeutet auch geistigen Wohlstand, freie Entfaltung der Persönlichkeit. Echter Wohlstand liegt darin, einen Beruf erlernen zu können, der einen nicht nur ernährt, sondern auch erfüllt. Studieren zu können, was einen interessiert. Wenn das in unserer Gesellschaft hier nicht mehr möglich sein soll, wenn wir uns das nicht mehr „leisten“ können, wer dann auf der Welt?

Bildung, Wissen und Erkenntnis sind und bleiben zentrale Werte unserer Kultur. Und alle haben das Recht auf freien Zugang zu diesen Werten. Dieser Zugang darf nicht durch Geldbeutel oder soziale Herkunft geregelt werden. Sondern durch Interesse, Neigung, Begeisterung und Begabung. Wenn wir wieder anfangen, den Zugang zu den Universitäten über

## Was genau tun Ethnologen? Warum ist es wichtig, dass sich eine Gesellschaft wie die unsere

Auf jeden Fall soll jener Schelling geäußert haben, daß der Mensch von Geburt an zur Philosophie verurteilt sei. Daß heißt, früher oder später drängen sich einem jeden Fragen nach dem Sinn der Welt und des eigenen Tuns zwingend auf. Auch denjenigen, die Ethnologie studieren oder betreiben. Auch denjenigen, die Ethnologie bezahlen; das ist nur legitim. Was genau tun Ethnologen? Warum ist es wichtig, daß sich eine Gesellschaft wie die unsere Institute für Ethnologie leistet? Was bringt Ethnologie? Was ist Ethnologie?

Ethnologie ist eine Kulturwissenschaft. Genauer, die Wissenschaft vom kulturell Unverständenen. Kultur sitzt zunächst im Geist des Menschen: Werte, Normen, Vorstellungen, Ideen, Weltsicht und Weltverständnis. Wenn solche geistigen Dinge von einer Gruppe von Menschen geteilt werden, sprechen wir von Kultur. Aber Kultur bleibt nicht in den Köpfen und Herzen der Menschen. Sie dringt nach außen, informiert wie wir leben, was für eine Welt wir uns schaffen, wird sichtbar, fühlbar und erfahrbar. Was für Häuser und Maschinen wir wie bauen, wie wir zusammenleben, wie wir arbeiten und Freizeit verbringen, an was wir glauben, welche Geschichten wir uns erzählen, was wir moralisch für richtig und falsch empfinden, usw. All das ist Ausdruck und Teil von Kultur. Unsere gesamte Lebensweise ist Ausdruck von Kultur.

Doch unsere Lebensweise ist nicht die einzig mögliche, beileibe nicht die einzige auf der Welt existente. Und in unserer heutigen Welt stehen die Chancen gut, dass man in Kontakt

ten in Afrika, Asien, den beiden Amerikas, Australien und auf den Inseln der großen Weltmeere. Gesellschaften, die man etwas von oben herab ansah. Weil sie z.B. keine Schrift hatten, und weil man kein Staatswesen erkennen konnte, und keine Technologie in unserem Sinne. Rückständige, Wilde, Unzivilisierte, Urmenschen.

Doch vergleichsweise schnell im Laufe der Entwicklung des Faches Ethnologie musste man einsehen, dass es so einfach nicht ist. Denn man sah, dass die Abwesenheit von Nationalstaatlichkeit, so wie wir sie uns in Europa vorstellten, nicht die Abwesenheit von politischer Organisation bedeutet. Man sah auch, daß Nicht-Christ-Sein nicht die Abwesenheit von Religion bedeutet. Man sah, dass auch ohne die Erfindung des Geldes Handel, Märkte und Ökonomie existieren können. Und man sah, dass das Fehlen von Schrift nicht bedeutet, daß es keine Philosophie und Wissenschaft geben kann. All das hat man zunächst nicht gesehen, weil man nicht verstand, weil man gar nicht wusste, wo man hinsehen soll. Weil es in anderen Kulturen Dinge gibt, die man sich zunächst gar nicht vorstellen kann, weil sie in der eigenen, in unserer Kultur nie erfunden wurden. Doch dann begann man zu sehen, bemühte sich zu verstehen, entdeckte den Reichtum, die Vielfältigkeit und den Tiefgang anderer Kulturen.

Daraus folgte der große Schritt, zu akzeptieren, dass andere Kulturen gleichberechtigte alternative Lebensentwürfe bedeuten. Nicht notwendigerweise Alternativen für einen selbst, für ▶

## Institute für Ethnologie leistet? Was bringt Ethnologie? Was ist Ethnologie?

Kulturen, denen man zunächst etwas verständnislos gegenübersteht. Pfeilspitzen und Regentänze interessieren uns auch immer noch. Und das ist auch gut so, denn man kann einiges davon lernen. Aber heute reicht die Bandbreite ethnologischen Interesses vom Federschmuck bis zum Gamsbart und darüber hinaus. Von der Börse bis zur Gabenökonomie. Vom Blasrohr bis zur Kalaschnikow. Von Gewalt und Tod bis zu Liebe und Geburt. Alles ethnologisch interessant.

Es mag nicht auf den ersten Blick verständlich erscheinen, warum unsere Gesellschaft Leute dafür bezahlt, Regentänze zu verstehen. Oder den Trachtenverein in Simbach am Inn. Und wofür wir Leute bezahlen, die Studenten beibringen, Regentänze und Schuhplattln zu verstehen.

Bei so gewählten Beispielen kommt schnell das Wort vom Orchideenfach auf. Eine Orchidee ist teuer, macht viel Arbeit, und ist schön anzusehen. Das war's aber auch schon. Man kann sie nicht einmal essen. In einem Wort: Orchideen sind Luxus, nicht notwendiger Überfluss. So wie Seidenkrawatten für 200 Euro das Stück. Die muß man mit der Hand waschen und pflegen, man kann sie nicht essen, sie schützen weder vor der Sonne, noch halten sie warm. Ja, sie sehen nicht ‚mal schön aus. Finde ich. Aber jemand mit anderen kulturellen Vorstellungen sieht das eben anders. Das kann man schon verstehen, wenn man willens ist, und sich ein bisschen Mühe gibt. Ethnologie ist nicht teuer. Aber wertvoll. Und man muß sie pflegen, darf sie nicht verhungern lassen. Warum?

den Geldbeutel zu regeln, dann nehmen wir zwar vielleicht ein bisschen Geld ein, verlieren aber viel wertvollere Ressourcen. Denn wir verlieren alle Begabten mit schwachem finanziellen Hintergrund.

Ethnologie ist nicht teuer und muss gepflegt werden. Schon allein weil sie als Wissenschaft ein Teil unserer eigenen Kultur und Gesellschaft, unseres Selbstverständnisses ist. Wie sieht's aber nun mit dem warm halten und essen aus? Ethnologie hat durchaus einen praktischen Nutzen. Gerade in unserer heutigen Welt, in der wir ständig anderen Kulturen begegnen, mit ihnen zu tun haben. In unserem eigenen Land, in Bayern, hier in München. Im Ausland durch unsere wirtschaftlichen und politischen Beziehungen, am Arbeitsplatz, im Urlaub, ja im täglichen Leben. Weit weg und vor der Haustür. Überall begegnen uns andere Lebensweisen, die wir zunächst nicht verstehen. Sogar in Simbach am Inn.

Die Wirtschaftsweise der Maori in Neuseeland, die politischen Systeme der Königtümer in Westafrika, die Glaubenssysteme Indioamerikas, die Sozialstruktur eines Trachtenvereins. Lediglich schön zu wissen, wenn man Zeit und nichts anderes zu tun hat? Wirklich? Oh nein!

Ethnologische Forschung und Lehre muss gepflegt werden, nicht nur wegen der Verantwortung gegenüber unserer eigenen Gesellschaft, Kultur und Geschichte. Nicht nur aus den Idealen von Bildung und geistigem Wohlstand heraus. Sondern auch zum Wohle der Industrie und unserer Volkswirtschaft. ▶

Aber Wissenschaft muss frei sein. Unsere Kultur hat zu diesem Thema Texte hervorgebracht an die wir alle gebunden sind: Art. 5, Abs. 3 Grundgesetz: „Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.“ Art. 108 der Verfassung des Freistaates Bayern: „Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei.“ Forschung und Lehre müssen auch frei sein von kurzfristigen pseudoökonomischen Überlegungen.

Wissenschaft ist dazu da, die Grenzen der Erkenntnis, des menschlichen Wissens über die Welt und die Menschheit selbst, weiterzuschieben. Niemand kann über die Grenzen der Erkenntnis hinaussehen, außer der Wissenschaft selbst, indem sie eben diese Grenzen verschiebt. Aber wir wissen vorher nicht, was wir dort finden werden. Wir können es nicht absehen, nur in Erfahrung bringen. Und weil wir nicht einmal wissen, was wir dort finden werden, wissen wir auch nicht, was wir vielleicht damit anfangen können.

Deshalb muss Wissenschaft zunächst frei in jede Richtung gehen dürfen und können. Und nicht nur in die Richtungen von denen wir heute, jetzt und hier vermuten, dass sie etwas praktisch verwertbares bringen. Wir vermuten lediglich, das sei betont, spekulieren wie über die Inschriften auf den Sockeln der eingangs erwähnten Statuen. Doch die vielleicht einzigartige Stärke des Menschen liegt darin, Neues in die Welt zu brin-

gen, und mit Gefundenem Unerhörtes anzustellen.

Zum Abschluss sei ein illustrierendes Beispiel erlaubt: Wenn man etwas nicht versteht, etwas wissen möchte, dann schlägt man in einem Lexikon oder einer Enzyklopädie nach. Meyers, Brockhaus, vielleicht auch in einer der ganz großen, der Britannica oder der Encyclopedia Americana.

In der ersten Ausgabe der Americana findet sich auch ein Eintrag zum Stichwort „Elektrizität“. Es war die Zeit, als die Elektrizität von unserer Wissenschaft gerade entdeckt wurde. Der Eintrag beschreibt sehr sorgfältig die Experimente, die gemacht wurden, die bisherigen Erkenntnisse hinsichtlich Elektrizität, Theorien und Modelle. Am Schluss des Eintrags steht eine Zusammenfassung und ein Ausblick. Dort wird erklärt, daß die Elektrizität ein faszinierendes Phänomen sei, das zwar die Physiker noch für einige Zeit beschäftigen werde, aber niemals weitergehende Bedeutung für die Menschheit erlangen wird.

Und jetzt sehe man sich um. Alles in unserer heutigen Welt, in der wir leben, die wir selbst aus unseren kulturellen Vorstellungen heraus geschaffen haben, alles in ihr beruht auf Elektrizität. Es ist einfach nicht absehbar. Man lasse sich das auf der Zunge zergehen: Elektrotechnik ... wurde als Orchideenfach angesehen. ■

## Protestkundgebung im Mai

Text: Falko Zemmrich

• Am 2. Mai diesen Jahres veranstalteten die Studierenden des Instituts für Völkerkunde und Afrikanistik der Universität München, zusammen mit den Lehrbeauftragten, eine Protestkundgebung auf dem Marienplatz. Ziel der Veranstaltung war es, die Ethnologie und ihren gesellschaftlichen Beitrag einer breiteren Öffentlichkeit näher zu bringen, auf die miserablen Studienbedingungen und die prekäre Lehrsituation aufmerksam zu machen, wie zur Ökonomisierung immer weiterer Teile der Bildungslandschaft und zur bevorstehenden Einführung von Studiengebühren in Bayern kritisch Stellung zu nehmen.

Durch verschiedene Beiträge konnten so bei strahlend blauem Himmel, hunderte von interessierten Passanten mit einem für sie exotischen Bereich, einer oft als Orchideenfach bezeichneten Disziplin, konfrontiert werden.

In Gesprächen mit Leuten von der Straße wurde zahlreich Interesse an den Themen bekundet, die alle angehen. Münchnerinnen und Münchner lernten auf diese Weise Aspekte ihrer eigenen Stadt kennen, die für sie zuvor unbekannt waren – was ist schon „normal“ in München.

Die Initianten der Veranstaltung beabsichtigten, eben durch Öffentlichkeitsarbeit, auf ethnologische Themen hinzuweisen und an den Resonanzen der Presse, die Süddeutsche Zeitung und lokale Radiosender berichteten, konnte man den Erfolg dieser Aktion ablesen. Unbekannte Blumen werden nun einmal oft als Unkraut angesehen und ihnen droht, wie vielen anderen scheinbar ökonomisch nicht gewinnbringenden Bereichen der Öffentlichkeit, die Vernichtung durch Kürzung und Streichung. ▶



Es sprachen Herr Dr. Knorr, Frau Prof. Dr. Hornbacher, Herr Prof. Dr. Heidemann, Herr Dr. Habermayer, Herr Dr. Schubert und die Studenten Wolfgang Wohlwend, Jens Zickgraf, Falko Zemmrich und Alexander Grunert.

Was ist Ethnologie, was kann sie und was soll sie? Einige Stimmen der Kundgebung geben ihnen einen kurzen Eindruck in die breite Palette der ethnologischen Forschung.

### Ethnologie ist

... Basiswissen, welches in den Interaktionen mit dem uns Fremden eine grundlegende Rolle spielt.  
 ... die Entdeckung des Reichtums, der Vielfältigkeit und des Tiefgangs anderer Kulturen.  
 ... zukunftsorientiert und in vielen Bereichen einsetzbar.  
 ... nicht teuer aber wertvoll.  
 ... ein Fach, bei dem man als Studienbeauftragter, in der Stunde zwischen zwei und drei Euro verdient.  
 ... zu einem kleinen Massenfach geworden, weil die Probleme mit denen sich die Ethnologie beschäftigt, heute offensichtlich geworden sind.

### Ethnologie soll

... ihre zentrale Aufgabe nicht darin sehen, das Fremde zu lernen, sondern darin, zu lernen das Fremde zu verstehen.  
 ... Stereotypen hinterfragen und Vorurteile und Feindbilder als das was sie sind, nämlich Konstrukte, entlarven.  
 ... darin bestehen, in einer immer stärker global vernetzten Welt zurechtzukommen und die verschiedenen sozialen Aspekte, wie z.B. Religion, Politik, Kunst oder Familie, die innerhalb einer Kultur ein umfassendes Bedeutungsgewebe bilden, verstehen zu lernen.  
 ... uns helfen, zwischen einer globalen Anpassung an ökonomische Verhältnisse und einer kulturellen Nichtanpassung zu unterscheiden.  
 ... darauf hinweisen, dass nicht alle Menschen und Kulturen unser Selbstverständnis von Wirklichkeit teilen.

### Ethnologie kann

... zwischen den Kulturen dolmetschen.  
 ... helfen, über den eigenen Weißwurststellerand zu schauen.  
 ... helfen, auf die Kreativität der gesamten Menschheit zurückzugreifen.  
 ... einen Beitrag für eine friedlichere und sicherere Welt leisten.  
 ... übersetzen, was uns fremd ist, und dies tut sie ohne zu assimilieren, ohne den Zwang zur Anpassung. Ethnologie hilft uns, die konstruktive Kritik an unserem westlichen Weltbild anzunehmen, eine Kritik die sich gegen dieses Hegemonialstreben richtet. Ethnologie hilft uns dabei, dass uns einerseits das Fremde nicht mehr fremd ist, und andererseits, dass wir uns nicht selbst entfremden.  
 ... uns zeigen, dass wir unsere Welt nicht mit Maschinengewehren verändern können. Wir brauchen eine kritische Masse von Leuten, die nicht davonlaufen, wenn sie sich mehr als einen Satz von denen anhören müssen, die über unsere kulturellen Probleme reden. Dazu brauchen wir aber erst ein gewisses Wissen, dass verbreitet werden muss. Das können wir Ethnologen tun, jedoch nur, wenn wir auch entsprechend dafür bezahlt werden.

Über diese kurzen Ausschnitte hinaus wurden viele andere Themen, so z.B. die Bildungsfinanzierung oder die mit der Streichung der Afrikanistik verbundene Ausdünnung der Lehre, angesprochen. Die Redebeiträge und auch weitere Infos zum Protest der Studierenden auch in den kommenden Semestern, sind unter [protest.twoday.net](http://protest.twoday.net) einsehbar.

Wir Studentinnen und Studenten werden immer wieder unsere Stimme erheben, um dafür zu sorgen, dass unsere Gesellschaft Perspektiven des Fremden erkennt und respektiert, damit wir nicht einer perspektivlosen Zukunft den Weg bereiten.

¡Seguimos preguntando!  
 (span.: Fragend schreiten wir voran!) ■

# Machen Sie was, Frau Merkel!

Text: Bernadette Längle

• Neulich an der Uni: Im Lichthof und vor dem Hauptgebäude lauter schwarzgekleidete Anzugträger! „Was ist denn da los?“ – „Anscheinend kommt die Merkel gleich!“ – Warum weiß keiner so richtig ... Also setze ich mich lesend auf die Mauer der Treppe, Blick auf den Vorderausgang.

Plötzlich ist sie da, läuft die Treppe hoch, lächelt mich an und macht den Ansatz eines Grußes, bleibt auf dem Treppenabsatz stehen um sich von jemandem erklären zu lassen, dass hier und dort mal die Scholls und so weiter blabla. Ich beobachte sie genau. Sie ist kleiner als ich dachte, sieht aber frischer aus als auf manchen Bildern. Sie sind fertig und gehen weiter. Lächelnd geht sie auf mich zu, denkt wohl, ich will ein Autogramm, wie ich da sitze mit meinen Zetteln und meinem Stift. Ich kann nicht anders, irgendwas muss ich sagen:

„Machen sie was, Frau Merkel!“

Ich kann sie doch nicht einfach so in die Uni hineinspazieren lassen. Keiner ist sonst da, alle am „Rocken gegen Studiengebühren“. Und hier an der Uni ist die Bundeskanzlerin! Sie erschrickt merklich, der Gesichtszug verändert sich, sie dreht sich weg, wird umringt von wichtigen Leuten und geht die Treppe hoch. Ich prolete noch hinter ihr her, irgendwas von wegen Chancengleichheit, christliche Nächstenliebe und solche Sachen.

Bin viel zu perplex. Hätte ja ne halbe Stunde vorher nicht im Traum daran gedacht, Frau Merkel zu sehen. Und hätte sowieso nicht damit gerechnet, dass ich sie ansprechen kann. Und nun stehe ich da, mit meinen Proletensprüchen und würde das gerne erklären ...

Sehr geehrte Frau Merkel,

Ende Mai waren Sie in München an der Uni, um bei der DFG-Tagung eine Rede zu halten. Mit einer roten Kapuzenjacke saß ich auf der Mauer des zweiten Treppenabsatzes links und habe Sie auf dem Weg angesprochen: „Machen sie was, Frau Merkel!“ – vielleicht können Sie sich daran erinnern.

Nicht zuletzt das erste Video-Podcast (meinen Glückwunsch dazu), in dem Sie ausdrücklich um „Internetpost“ bitten, hat mich zu dieser eMail bewegt. Vor allem würde ich gerne ein wenig erzählen, was bei uns an der Uni so los ist.

Wissen Sie eigentlich, dass in diesem Semester die Lehrbeauftragten unseres Instituts in den Streik getreten sind? Bestimmt nicht, woher auch – an der Elite-Uni in München ist ja alles großartig! Dass aber ein nicht zu unterschätzender Teil der Lehre für einen symbolischen Betrag oder sogar kostenlos gehalten wird, das scheint keiner zu berücksichtigen. Das System der Lehrbeauftragten<sup>1</sup> ist ja prinzipiell nicht schlecht, wenn es nur – wie so viele andere grundsätzlich nicht schlechte Systeme – nicht rücksichtslos ausgenutzt werden würde. In zwei Jahren werden an unserem Institut für Ethnologie und Afrikanistik noch drei Professoren, die von einem einzigen Assistenten unterstützt werden, für weit über 1000 Studenten zuständig sein. Die Afrikanistik wird mit der letzten sogenannten Überlaststelle des wissenschaftlichen Mitarbeiters abgeschafft werden<sup>2</sup>. Den Namen des Instituts zu ändern, wäre ein zu großer Aufwand, weswegen wir ab dem nächsten Semester hier ein „Institut für Ethnologie und Afrikanistik ohne Afrikanistik“ haben, die Afrikanistik wird damit in München einfach nicht mehr vorhanden sein. ▶

Um studieren zu dürfen, müssen wir ab dem übernächsten Semester sogar 500 Euro bezahlen. Tausend Euro pro Jahr für das Zuhören in Seminaren mit weit über hundert Studenten (wohlgemerkt Seminare in denen eigentlich diskutiert werden sollte); für verarmte Bibliotheken, die Jahr für Jahr Fachzeitungen abbestellen müssen; für ein Betreuer-Studenten Verhältnis von ungefähr 1:250; für eine Lehre, die von billigen, ja kostenlosen Freiwilligen gehalten wird?

Und sagen Sie jetzt bitte nicht, die Gebühren würden an der Situation etwas ändern. Was etwas ändern wird, und zwar alles noch viel schlimmer machen wird, ist die Einführung des Bachelor/Master Systems. Als ob „unnütze Geisteswissenschaften“<sup>3</sup> – wie die Ethnologie – davon etwas abbekämen. Als ob überhaupt etwas hier unten ankäme.

Vielleicht sollte man mal wieder anfangen, mehr auf die Leute zu hören statt auf den Markt. Man könnte fast sagen, die jungen Leute hätten die Probleme der Zeit erkannt, wenn Studiengänge wie die Ethnologie so großen Zulauf haben. Wenn Forscher immer wüssten, wozu ihre Forschung gut sein soll und dass das, was dabei herauskommt, wirtschaftlich verwertbar ist, wozu denn dann noch forschen? Wer kann denn heute wissen, welche Wissenschaften einmal „nützlich“, und welche „unnützlich“ sein werden?

Dieser Brief soll bitte nicht als ein „Schrei des Selbstmitleids“ verstanden werden, sondern er soll erstens mein Verhalten vom 31. Mai erklären und zweitens einfach nur schildern wie es hier aussieht. Auf die Lehrbeauftragten-Problematik im Zusammenhang mit dem Bachelor/ Master System will ich hier gar nicht näher eingehen<sup>4</sup>, ebenso wenig auf die Tatsache, dass man sich durch Studiengebühren ein nicht zu unterschätzendes „Humankapital“ durch die Lappen gehen lässt.

Gerne stehe ich jederzeit für Rückfragen zur Verfügung,  
mit freundlichem Gruß,  
Bernadette Längle. ■

## Fußnoten und weiterführende Texte

<sup>1</sup> Mehr Infos dazu auf <http://protest.twoday.net/stories/2226482> „Wer und was sind Lehrbeauftragte?“

<sup>2</sup> Diese wurden vor vielen Jahren und viel weniger Studenten zur Bewältigung der „hohen Studentenzahlen“ als vorübergehende Lösung eingerichtet - eine ist bis heute geblieben, wie auch eine Vielzahl an Studenten - höre dazu z. B. die Rede von Prof. Heidemann zu finden auf <http://protest.twoday.net/stories/1918238/>

<sup>3</sup> Der Ausdruck der „unnützen Geisteswissenschaften“ ist neu-

lich im Informatiker-Forum aufgetaucht, als über eine Aktion der Asta gegen Studiengebühren diskutiert wurde. Mit Vergnügen habe ich den Jungs dort die Stirn geboten und geschildert, wie auch Orchideenfächer für Wirtschaft interessant sein könnten. (komplette Diskussion <http://www.die-informatiker.net/viewtopic.php?t=5977> - meine Schilderung auf Seite drei unten <http://www.die-informatiker.net/viewtopic.php?p=54401#54401>)

<sup>4</sup> kurz: wer verpflichtet sich schon sich als quasi unbezahlte, nicht sozialversicherte Arbeitskraft für längere Zeit? Das neue Modul-System wird dies aber erfordern.

# Neues zum Streik der Lehrbeauftragten

Text: Magnus Treiber (gekürzt durch die Redaktion)

• Mit dem Beginn dieses Sommersemesters sind die Lehrbeauftragten unseres Instituts in den Streik getreten. Sie wollen damit auf die miserable Situation von Lehrbeauftragten an unserem und anderen Instituten aufmerksam machen. Dazu gehört neben der kläglichen Bezahlung von 270 € pro Semester auch die missbräuchliche Vergabepaxis von Lehraufträgen, um dringend benötigte Assistentenstellen kostengünstig, aber inadäquat, zu ersetzen. Die Institutsleitung und die Fachschaft „Ethnologie“ unterstützen den Streik. Magnus Treiber, Lehrbeauftragter am Institut für Völkerkunde und Afrikanistik nimmt dazu Stellung:<sup>1</sup>

## Was bedeutet der Streik für die Studierenden?

16 Seminare und 2 Sprachkurse sind dieses Semester ausgefallen, die einmal mehr den Anspruch einer globalen Sozial- und Kulturwissenschaft Ethnologie bekräftigt hätten. Denn Ethnologie lässt sich – wie so viele andere Fächer auch – in der Sparversion schlicht nicht studieren. Was das für Sie persönlich, meine Damen und Herren, Ihre Vorstellungen von einer wissenschaftlichen Bildung, Ausbildung und Karriere, Ihr politisches Verständnis gesellschaftlicher Transformationsprozesse und schlicht für die Organisation Ihres Studiums, Ihrer Scheine und Prüfungen bedeutet, müssen Sie selbst beantworten. Sozial- und Kulturwissenschaft kann jedenfalls mehr sein als das Auswendiglernen von Exzerpten und die Vorbereitung auf Multiple-Choice-Klausuren zum Zwecke eines akademischen Abschlusses.

## Was ist bisher geschehen?

Schon im Vorfeld haben wir uns in zahlreichen Treffen um Öffentlichkeit und Lösungen bemüht. Dazu gehörten ein gemeinsamer Brief der Lehrbeauftragten an den Dekan der Fakultät 12, die Kontaktaufnahme mit Lehrbeauftragten anderer Fächer, Pressemitteilungen, sowie mehrere Redebeiträge auf Veranstaltungen der Universität und anderen Einrichtungen. Auch mit der Fachschaft wurden Gespräche geführt.

Seit der Entscheidung für den Streik gab es Briefe an die Fraktionen im Bayerischen Landtag und an die Münchener Universitätsgesellschaft, Pressemitteilungen und Diskussionen. Gemeinsam mit der Fachschaft haben wir eine große Demonstrationsveranstaltung auf dem Marienplatz organisiert. Auch einige Zeitungen und Radiosender haben über unseren Streik berichtet.

Eine genaue Zusammenstellung befindet sich unter <http://protest.twoday.net>. Am 6. Juli wurde schließlich Arno Trümpers Dokumentation „Forscher in Not“ auf 3Sat ausgestrahlt.

Ganz abgesehen davon gibt es rege organisatorische Aktivitäten, die wenig öffentlichkeitswirksam sind, andere mag ich einfach vergessen haben.

## Warum passiert nicht mehr?

Lehrbeauftragte sind eine sehr heterogene Gruppe, die nicht in universitären Gremien vertreten ist und an der Universität meist auch keine eigenen Arbeitsplätze besitzt. Viele sind nur einmal in der Woche zu ihrem Seminar am Institut und ansonsten in Jobs, Forschungsprojekten oder mit dem Verfassen von Bewerbungen, wissenschaftlichen Forschungsanträgen und Veröffentlichungen beschäftigt, mal abgesehen von privaten Verpflichtungen. Diskussions- und Planungstreffen sind indes mühsam festzulegen und können immer nur von einer Handvoll oft wechselnder Betroffener besucht werden. Zudem sind wir keineswegs immer derselben politischen Ansicht – und müssen das auch nicht sein. Dass die Lehrbeauftragten sich geschlossen für einen ‚Streik‘ im Sommersemester 2006 entschlossen haben, ist daher erst einmal ein Erfolg. Allerdings hätte unsere Kommunikation mit den Studierenden professioneller ausfallen müssen. Dennoch, der Widerstand an anderen Instituten und Einrichtungen beginnt erst, sich zu regen und auch angesichts kommender Studiengebühren und landesweiter Proteste ist nicht mit einem Einschlafen unseres Anliegens zu rechnen.

## Was passiert in Zukunft?

Im Juli sind wir bei Kolleginnen und Kollegen am Institut für Soziologie eingeladen, um zu berichten und etwaige gemeinsame Strategien zu besprechen. In den Semesterferien erwarten wir ein erneutes Gespräch mit Rektor, Kanzler und Finanzchef, das uns bereits fest zugesagt wurde. Pläne, wie wir im Wintersemester vorgehen werden, sind nicht unwesentlich vom Ergebnis dieses Gespräches abhängig.

Schon fest geplant und öffentlich ist unsere Ringvorlesung am Odeonsplatz, 20.07.06, 16-22:30 Uhr. Dort werden wir Vorträge halten und immer wieder auch auf unsere Anliegen verweisen. ▶

## Was können die Studierenden tun und warum?

Um ganz konkrete Mithilfe bitten wir bei der Organisation unserer öffentlichen Ringvorlesung (Technik, Werbung, Besuch, ...). Außerdem möchten wir einen schriftlichen Massenprotest anregen, der über das Dekanat für Kulturwissenschaften (oder andere mögliche Kontakte) dann ans Rektorat der Universität München weitergereicht wird. Adressenlisten liegen fertig ausgedruckt in der Teeküche des Institutes aus.

Wir Lehrbeauftragten bleiben selbst bei größtem Einsatz eine kleine Gruppe ohne nennenswerten Einfluss, allein Studierende können große Entscheidungen herbeiführen. 1997 konnte ich als Teil einer Protestgruppe von vielleicht 150 Studierenden die Stürmung des Senats der Universität miterleben, um eine gefährdete Professorenstelle zu retten. Der Protest hatte letztlich nicht nur Erfolg, er war auch ein Auftakt für den großen Studierendenstreik 1997/1998. Sie schulden uns kein Mitleid – schließlich haben wir uns selbst für den steini-

gen Weg der Wissenschaft entschieden. Sie sollen lediglich beantworten, ob Sie auf Dauer (und nicht nur für ein Semester) ohne unser Lehrangebot auskommen wollen, ob Sie grundsätzlich für Ihr eigenes Studium wissenschaftliche Qualität und gesellschaftliche Wertschätzung einfordern, ob Sie bereit sind, demnächst ohne jegliche erkennbare Verbesserung in der Lehre Studiengebühren zu bezahlen, und letztlich ob Ihnen, den Studierenden der Kultur- und Sozialwissenschaften, die Welt, in der Sie leben und sich ernähren müssen, gleichgültig bleiben sollte. ■

## Fußnoten

<sup>1</sup> ungekürzter Originaltext „Sieben Fragen zum Streik der Lehrbeauftragten am Institut für Ethnologie und Afrikanistik“ unter: <http://protest.twoday.net>

# ethnologik.de reload

## Die neue alte Webpräsenz der Fachschaft

Text: Bernadette Längle

• Für was ist das eigentlich alles gut: ethno:log, protest-blog, ethnologik.de?

**protest.twoday.net** dient in erster Linie zur Kommunikation zwischen Lehrbeauftragten und Studenten, dort kann man lesen was aktuell passiert; dies ist vor allem temporär, wie der „Streik“ hoffentlich auch.

**ethnologik.de** – da geht's in erster Linie um Ethnologie: Nachrichten, Gedanken, Diskussionsanstöße, Seminararbeiten, Rezensionen, Webfunde, Veranstaltungen und Jobangebote; einfach alles, was Euch interessant vorkommt und was ihr mit anderen teilen möchtet – es lohnt sich immer vorbeizuschauen und jeder ist eingeladen selbst dort mitzumachen!

**ethnologik.de** – dort kann man sich z.B. die Ethnologik-Ausgaben der letzten Jahre als pdf-Datei herunterladen. Die neueren Ausgaben werden auch direkt zum Lesen eingestellt sein, Kommentare/Leserbriefe möglich. Außerdem findet man dort Informationen rund um die Fachschaft, die Arbeitskreise und was sonst so am Institut läuft. Ebenfalls werden wir dort alles veröffentlichen, was uns so tagtäglich mit der Bitte um Weiterverbreitung an die Fachschaftsemailadresse gesendet wird. Ziel ist es, die Arbeit der Fachschaft und Arbeitskreise transparenter zu machen, wie auch eine Kommunikationsplattform für Studenten zu bieten. ■

## Das Leben danach

Text: Tina Stork

• „So ein Studium, das wäre bestimmt das Richtige für Sie...“ Na bitte, immerhin in diesem Punkt waren die etwas verkrampte Dame von der Berufsberatung des Arbeitsamtes und ich uns einig. Seitdem jene Institution meinem Mathematikbruder eine Ausbildung zum Landschaftsgärtner nahe gelegt hatte, trat ich Berufsberatungen mit erheblicher Skepsis entgegen und ging eigentlich nur hin, weil in der Schule jeder hingegangen ist. Doch Frau Arbeitsamt gab mir den Mut, meine Studienfächer nicht etwa nach den Vorstellungen der Eltern oder den neuesten Studiengang-Rankings aus dem Spiegel zu wählen, sondern schlicht und einfach aus eigenem Interesse.

Das ist nun schon fast sieben Jahr her. Bereut habe ich meine Entscheidung von damals nicht einen Tag. „Exotische Fächer“ (netter Euphemismus für Geisteswissenschaften), so wurde mir damals geraten, könnten unter Umständen meine Chancen auf einen späteren Arbeitsplatz steigern. Na ja, unter Umständen. Fakt ist, dass mein Studium die tollste Zeit meines Lebens war. Fakt ist aber auch, dass ich mich völlig unvorbereitet für das Berufsleben fühle, in dem ich seit einigen Monaten mittendrin stecke. Eigentlich sollte ich mich freuen: Ich habe das große Los gezogen, direkt nach dem Studium einen Job gefunden zu haben. Ohne Umwege über den Praktikumstufelskreis. Aber die Freude hält sich in Grenzen. Leider haben der anfängliche Enthusiasmus und die Faszination des Neuen gerade einmal bis zur ersten Gehaltsabrechnung gehalten. Seitdem versuche ich, mein neues Umfeld zu erforschen, zu verstehen oder zumindest zu akzeptieren.

Die Studentenwelt und die Arbeitswelt sind in der Tat zwei völlig konträre Kulturen. Und so manche Verhaltensweisen müssen erst einmal neu gelernt werden. Meetings fangen, wie ich inzwischen gemerkt habe, nicht c. t. an. Es bringt mir nichts, dass ich meine Stabnummer noch auswendig weiß, meine eigene Telefondurchwahl aber immer noch nicht. Urlaub heißt jetzt nicht mehr wochenlang durch ferne Länder tingeln, sondern Kurztrip – oder der gesamte Jahresurlaub ist auf einmal dahin. Es zählen nicht mehr die Ideen des Einzelnen, sondern der Profit. Jetzt weht ein anderer Wind!

# !?!

**Das Schlimme ist nicht einmal, dass die gute alte Zeit vorbei ist.** Natürlich hat alles einmal ein Ende, darüber möchte ich mich auch gar nicht beklagen. Was mich vielmehr beschäftigt, ist die Erkenntnis, dass die Uni eine nur mäßige Vorbereitung für das Arbeitsleben ist. Von alledem, was ich in der Uni gelernt habe, brauche ich für meinen momentanen Job leider nur wenig: Als Student lernt man nicht, wie man sich strategisch sinnvoll in die Hierarchie eines 200-Mann Unternehmens einordnet, während man sein Fahrrad neben den fetten Audi-Kabrios parkt und von allen Seiten zu spüren kriegt, dass man an unterster Stelle dieser willkürlich selbst benannten Hierarchie steht. Man lernt auch nicht still zu sein und die Instruktionen des Chefs besser nicht zu hinterfragen. Man lernt

schon gleich nicht, stupide Tätigkeiten Tag ein Tag aus zu erledigen, nur um am Ende des Monats Geld auf seinem Konto zu sehen. Nein, dafür qualifiziert einen ein Studium nicht.

Allerdings ist es fraglich, ob eine perfekte Anpassung an die Kultur der Geschäftswelt das non plus ultra ist. Das Studium qualifiziert einen für ganz andere Dinge – meiner Meinung nach für die wahren Herausforderungen des Lebens. In der Uni lernt man kritisch zu sein, alles zu hinterfragen, alles auszuprobieren, zu erfahren und zu lernen. Nie wieder im Leben hat man so viele Möglichkeiten auf einmal.

So, und jetzt? Ist vielleicht schon mal ein Ethnologe oder Ikk'ler darauf gekommen, ein interkulturelles Training für Uniabgänger/Berufsanfänger anzubieten? Das wäre sicher eine lukrative Geschäftsidee.

Ganz ehrlich – wahrscheinlich möchte ich mich gar nicht akkulturalisieren. Ich möchte mir das bewahren, was mir die Uni mitgegeben hat. Aber es ist schwer, nicht so zu werden, wie all die anderen um einen herum, die notorischen ebay-Besteller, Kaffeejunkies, am-Kopierer-Lästerer, Spaßmailverschicker, Cluburlaubmacher und Statussymbolautofahrer, die schon davor kapituliert haben, ein idealistisches Leben zu führen, die nicht mehr hinterfragen.

**Meine Perspektive?** Einer von ihnen werden? Nie im Leben einer von ihnen werden? Letzen Endes bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als aus allem das Beste zu machen und die Erfahrungen aus diesen beiden „Kulturen“ zu nutzen. ■

## Watch the public choreography

Text: Frances Egerer

• Beim Stöbern in meiner Tanzbibliothek stolperte ich über den Artikel „Pedestrian Passages – Watch the public choreography“. Der Titel scheint mir „Ethnologie zu sprechen“. Eine der größten Errungenschaften der ethnologischen Feldforschungsmethodik – die teilnehmende Beobachtung – ist mit der Vorbedingung von choreographischer Arbeit sehr verwandt. Sicherlich liegt der Fokus in der Ethnologie auf den Interrelationen der Teile einer Kultur, bei der Choreographie hingegen auf dem rein physisch artikulierten Ausdruck von Symbolik und Kultur. Das Element des Teilnehmens wird in der Ethnologie in der Form des Miteinanderlebens umgesetzt. Ein Choreograph kann ohne die körperliche Umsetzung, mit dem eigenen Körper oder durch den eines Tänzers, also das Teilnehmen an der Symbol-Sprache nichts umsetzen.

Auch wenn sich das Teilnehmen beim Choreographieren auf Körperbewegungen und Stimmungserlebnisse reduzieren lässt, ist es durch eine methodische Verwandtheit zum Teilnehmen der Ethnologie gekennzeichnet. Japaner und Chinesen etwa verbeugen sich zum Gruß, Männer in Spanien küssen und umarmen sich dazu. Thailänder lachen (natürlich nicht nur) wenn sie verlegen sind, womit wir schon beim Beispiel des „Zwinkerns“ von Clifford Geertz angelangt sind, der darauf hinweist, dass die Bedeutung des Phänomens „Zwinkern“ erst durch Interpretation erkennbar wird und nicht allein durch eine rein äußerliche Betrachtung. Der moderne Tanz bedient sich u.a. explizit dieser Elemente.

Sucht der moderne Tanz nach einer universellen Sprache? Bedient sich moderner Tanz weltweit desselben Vokabulars? Dies lässt sich im Rahmen seiner Reduzierung zum kommerzialisierten Entertainment bejahen, da ich mich aber auf den modernen Tanz als reine Kunst beschränken möchte, fällt die Antwort auf diese Frage gespalten und hybrid aus. Das 21. Jh. lässt uns dem Entstehen von hybriden Identitäten, Kommunikationsstrukturen, Symbol- und Kunstformen nicht entkommen. Das heißt, dass es eine von einer Vielzahl von Menschen geteilte Welt – Konsenssymbolik/ Sprache gibt – doch ebenso unendlich viele andere Sinnwelten. Das bedeutet wiederum, dass sich das auf der Bühne Präsentierte vom Betrachter in dreifacher Weise unterschiedlich und teilweise zwischen diesen drei Ebenen bewegend, interpretieren lässt. Erstens die große Konsenssymbolik, zweitens die kulturspezifische Bedeutungssymbolik und drittens die individuelle Symbolik (zu unter-

scheiden wäre hier auch zwischen Profi und Laien und der künstlerischen Interpretation der Bühnensprache). Wie wir auch dank der Ethnologie gelernt haben, ist Symbolik ein kulturgetränktes Netz von Bedeutungen.

Mit welchen Themen setzt sich moderner Tanz auseinander? Das Gros der modernen freien Münchner Tanzszene befasst sich bspw. mit der Intellektualisierung „komplexer“ und sich wandelnder Rollenbilder, Machtverhältnissen, neuartigen und sich überlappenden Identitäten, mobiler Flexibilität, Techniksignifikanz im Alltag, Subjektivierung, Individualität und Gemeinschaft. Kommt uns das nicht bekannt vor?

Eine südafrikanische Tanzkompanie setzt einem ihrer bis jetzt erfolgreichsten Stücke das Thema „Arbeiten in der Mine“. Misshandlung, Ausbeutung, Demütigung, Unterdrückung, Stolz, Menschlichkeit, Schmerz, Gesang und Rhythmus, kulturelle Konflikte und Machtbeziehungen sind Themen die im Stück „angesprochen“ werden. Hieran hoffe ich die Parallele aufzeichnen zu können, die sich mir darbot, als ich den Titel „Pedestrian Passages – Watch the public choreography“ las. Die Parallele ist also nicht nur methodisch, sondern auch inhaltlich. Die Lesart der beiden oben vorgestellten „Tanzräume“ ist unterschiedlich. Und ich behaupte dies ist so auf Grund der vorherrschenden Symbolik und ihrer zugemessenen Bedeutung.

Es zeigt sich also, moderner Tanz beschäftigt sich mit zeitgenössischen Themen, Konflikten und Problemen, politischer, ökonomischer und sozialer Art. Weit liegen hier Tanz und Ethnologie nicht auseinander.

Einerseits gibt es die Ebene der unterschiedlichen ▶





Kulturen, in denen der Tanz unterschiedliche Ausprägungen findet. Andererseits gibt es die Symbolik, die in beiden Disziplinen eine unumstrittene Position besetzt. Zurück zur Eingangsthese, dass Beobachten ein essentielles und unerlässliches Arbeitswerkzeug der Ethnologie und der Choreographie darstellt. Was sehen wir, was sieht das Auge eines Ethnologen, was jenes eines Choreographen, was jenes eines Zeitungsverkäufers? Sehen wir etwa nicht alle dasselbe? Konflikte, Typen, Konsensfindung, Klassifikationen, Beziehungen, Reaktionen auf Reaktionen. In der Arbeitswelt jener, in der das Beobachten und das Beobachtete zentrale Forschungsobjekte sind, wird der Bedeutung, der Stellung eines Symbols innerhalb einer Lebenswelt nachgespürt. Gerade auch die Hybridität der Lebenswelten, der Identitäten ist ein beliebtes zeitgenössisches Thema. Was sehen wir also? Gesellschaft, Politik und gelebte Kultur, wo man geht und steht. Beobachtet von Ethnologen und Choreographen, doch gelangt die Information – Kultur – nun in unterschiedliche Werkstätten.

Damit sind wir bei der Beschreibung des Gesehenen. Beide Disziplinen beobachten dasselbe, doch wie interpretieren sie dies? Die Interpretation des Gesehenen mag anders sein und eine ganz so große Rolle kann das hier gar nicht spielen, da man nicht vergessen darf, dass die Kunst einen anderen Anspruch an den Choreographen stellt, als die Wissenschaft an den Ethnologen.

Kunst wird gemeinhin als ästhetische Repräsentation einer anderen Repräsentation der Wirklichkeit empfunden. Ist Ästhetik das, was das Herz anspricht? Ist Kunst Selbstzweck, Unterhaltung, willkommene Zerstreuung? Mich interessiert die Umsetzung der Interpretation. Auf der Bühne findet eine andere Form der Repräsentation der Interpretation Ausdruck als auf dem Papier. Wir haben also wieder zwei verschiedene Ausdrucksebenen. Oder doch nicht? Da wir ja, nach Meinung eines der beiden sich gegenüber stehenden Lager der theoretischen Ethnologie, immer noch im tiefen Sumpf – resp. in der Krise – stecken,



könnte man die Bühnen- und Papierrepräsentation durchaus auch unter das Dach desselben Genres, nämlich der Kunst stellen. Um der Ethnologie als Wissenschaft ihren wohlverdienten Tribut zu zollen, möchte ich von dieser literarischen Klassifikation Abstand nehmen.

Methodisch bleibt die Frage, ob man diese zwei Ebenen – Kunst und Wissenschaft – überhaupt vergleichen kann. Zugegebenermaßen ist ein Vergleich mit diversen Problemen verbunden, jedoch wird auch kein Vergleich in diesem Sinne angestrebt. Fakt ist, dass Symbolik in beiden Disziplinen eine außerordentliche Rolle spielt. Einerseits als Forschungsobjekt selbst, namentlich der Kultur. Andererseits als konstituierendes Element des Tanzes. Denn was ist ein leerer Becher anderes, als eine Hülle ohne Inhalt. Was ich damit sagen will ist, dass es ein Tanzstück ohne Symbolik nicht geben kann. Das manch' ein Stück einem inhaltslos erscheinen mag, liegt an etwas anderem. Möglich wäre, dass man die verwendete Symbolik nicht versteht oder dass einem das Stück schlichtweg nicht gefällt – diese individuelle Beurteilung findet jedoch auf einer zuvor bereits erläuterten anderen Ebene statt.

Kunst versus Wissenschaft? Die Visuelle Ethnologie vereint künstlerische mit wissenschaftlichen Methoden. Der Tanz teilt sich über einen emotionalen und visuellen Weg des Informationstransports mittels der Rezeption mit. Wie beim Film kommen hier Mittel wie Ton, Licht, Sound und Schrift zum Tragen. Das geschriebene Wort ist im Tanz nur Hilfsmittel, Dekoration, Teil des Bühnenbildes. Auf keinen Fall hat das Wort denselben Stellenwert in der Welt bzw. der „Kultur“ des Tanzes, da die Sprache des Tanzes physisch und nicht auf dem Wort basiert. Es ist somit kein festes, sondern kann nur komplementäres Stilmittel des modernen Tanzes sein.

Das macht den Unterschied zur Methodik aus. In der Ethnologie/ Ethnographie ist das Gedruckte nicht nur Mittel zum Zweck und ohne Veröffentlichungen gäbe es heute keine Ethnologie.

Es eröffnet sich ein breites Feld der Forschung und Kreation, ein weiterer Anknüpfungspunkt der Ethnologie und eine Chance fruchtbarer Zusammenarbeit mit dem Tanz. Und vielleicht auch für manchen Leser eine Inspiration und Motivation für die Zeit nach dem Studium.

„The more you dream, the dreamier it gets.“ ■

## Arbeitskreis Musikethnologie

Text: Philipp Müller

rate gehalten werden mussten – und noch müssen – und dies ohne Entgeltung in Form einer Teilnahmebescheinigung oder eines anderen Zeugnisses. Die Zwischenbilanz, die ich in dem Moment des Verfassens dieses Textes ziehe, übertrifft jedoch die Erwartungen, die ich mir selbst an den Arbeitskreis gestellt hatte. Mittlerweile finden wöchentliche Treffen statt, in denen jeweils ein Referat zu einem vorgegebenen Themenblock gehalten wird. Anschließend ergeben sich regelmäßig offene Diskussionsrunden, die zum Teil über das am jeweiligen Tag referierte Thema hinausgehen. Die Motivation und Teilnahme an diesen Diskussionen ist sehr groß, und stets werden Brücken geschlagen, Bezüge zu zunächst außermusikalisch erscheinenden Themenbereichen der Ethnologie geknüpft. Dadurch zeigt sich immer wieder, auf welche Art und Weise ethnologische Themen im musikalischen Kontext betrachtet und reflektiert werden können, und wie wichtig es in diesem Sinne wäre, diesen ethnologischen Themenbereich am Institut zu beleben, wiederzubeleben und fest zu etablieren. Die themenübergreifenden Bezüge machen unter anderem deutlich, dass Musik auch aus der interkulturellen Perspektive heraus betrachtet werden kann, ohne dass die Teilnehmer des Kurses ein zwingend musikspezifisches Vorwissen besitzen müssen. Demnach sind Studenten und Lehrkräfte aller Fachrichtungen in diesem Arbeitskreis willkommen, zumal jeder von uns, auch wenn mit unterschiedlichem Bewusstsein und unterschiedlicher Intensität, fast täglich mit Musik konfrontiert und zur Wahrnehmung derselben „gezwungen“ ist.

Das in diesem Semester gewählte Thema lautet „Musik – eine universelle Sprache?“. Anhand von Texten aus der vergleichenden Musikwissenschaft, der Musikethnologie und Musikpsychologie wird Musik als Ereignis betrachtet, das sowohl eine universelle als auch eine kulturspezifische Seite besitzt. Dabei stellt sich die Frage nach deren Verhältnis. Neben dem musikalischen Ereignis tritt jedoch vor allem das musikproduzierende und -rezipierende Subjekt in den Mittelpunkt der Betrachtung. Wahrnehmung und Interpretation haben so einen Einfluss auf die Musik selbst, die zunächst als „Ton im Raum“ absolut erscheinen mag.

Die detaillierten Inhalte und Ergebnisse des Arbeitskreises in diesem Semester sollen in Form eines Berichtes in der nächsten Ausgabe der Ethnologik erscheinen.

Es bleibt die Hoffnung, dass das Interesse und Engagement der Studentinnen und Studenten den Arbeitskreis „am Leben erhalten“ mag. ■

Vorschläge und Fragen zum Arbeitskreis Musikethnologie bitte an: molle5@gmx.de

## „El Evo ist einer von uns!“

*Evo Morales ist der erste indigene Präsident in der Geschichte Boliviens – Hoffnungsträger für eine bessere Zukunft oder nationalistischer Populist*

Text: Andreas Höll

• Mit der überraschend deutlichen Wahl des indigenen Evo Morales am 18. Dezember 2005 zum neuen Staatsoberhaupt Boliviens war der Widerstand der indigenen und sozialen Bewegungen des Landes an seinen bisherigen Höhepunkt gelangt. Evo Morales und seine MAS (Movimiento al Socialismo) errangen mit 54 % der Stimmen die bis dahin eindeutige Mehrheit in der Geschichte dieses durch Korruption, Misswirtschaft und Ausverkauf gebeutelten Landes. Dies zeigt, dass Evo Morales nicht nur die indigene Bevölkerungsmehrheit des andinen Hochlands mobilisieren konnte, sondern es ihm zudem gelungen ist, weite Teile der spanischstämmigen Mittelschicht zu überzeugen, für ihn zu stimmen. Dabei half ihm vor allem die Unterstützung des weißen Mathematikers und Soziologen Alvaro García Linera, der als Intellektueller von der MAS wie auch von der spanischstämmigen Mittelschicht gleichermaßen geschätzt wird. Deshalb wurde er von Evo Morales in seinem Kabinett zum Vizepräsident ernannt.



links: Präsident Evo Morales und sein Vizepräsident Linera beraten sich  
rechts: Evo Morales inszeniert sich bei einer Rede an das Volk

Seit Mitte der 1990er Jahre kam es verstärkt zur Allianzbildung von indigenen Vertretern mit der sozialen Bewegung, den Gewerkschaften und linken Parteien. Sie einte der Kampf gegen Freihandel und Exportorientierung, gegen Privatisierung und Abbau staatlicher Leistungen, gegen eine Ökonomie, deren Dynamik davon gekennzeichnet ist, dass sie Schuldentrückzahlungen an das Ausland und an multinationale Unternehmen auf sich nimmt, gegen eine Wirtschafts- und Sozialpolitik, welche auf die Anforderungen des Internationalen

Währungsfonds, die USA, private Kreditgeber und Investoren und die internen wirtschaftlichen und politischen Eliten zugeschnitten ist, gegen die US-Politik gegenüber dem Andenraum, insbesondere des „war on drugs“.

Dieser Allianz gelang es in der Folge immer wieder durch gezielte Aktionen wie Generalstreiks, Straßenblockaden und Hungerstreiks sowohl ausländische Konzerne als auch die eigenen neoliberalen Regierungen in die Knie zu zwingen. So erging es im April 2000 dem US-Konzern Bechtel und im Januar 2005 dem französischen Wassermulti Suez Lyonnaise des Eaux, der zuvor kurzerhand 40 000 Haushalten den Zugang zum Trinkwasser abgeschnitten hatte. Der Konzern begründete sein Handeln damit, dass die Bevölkerung dort keine rentable Kundschaft wäre. Die Unruhen des Jahres 2003, in dessen Verlauf 88 Menschen ums Leben kamen und hunderte verletzt wurden, führten schließlich im September/ Oktober zum so genannten Gaskrieg. Erst mit dem Rücktritt des damaligen Präsidenten Sanchez de Lozada kehrte vorläufig wieder Ruhe ein. Als es im Mai/ Juni 2005 abermals zu wochenlangen Massenprotesten gekommen war, musste auch sein Nachfolger Carlos Mesa von seinem Amt zurücktreten.

Der Aymará Evo Morales ist am 26. Oktober 1959 in Iasllave bei Oruro im Altiplano Boliviens geboren und in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Schon während seiner Zeit in der Schule, die er nur bis zur sechsten Klasse besuchte, musste er arbeiten. Nachdem der Frost wieder einmal die gesamte Ernte zerstört hatte, zog die Familie Morales zuerst in die Yungas und ließ sich schließlich im Chaparé nieder. Diese Provinz liegt im tropischen Tiefland im Zentrum Boliviens. Dorthin emigrierten seit Anfang der 80er Jahre immer mehr Bauern und ehemalige Minenarbeiter aus dem Altiplano, die wegen der Schließungen der Minen arbeitslos geworden waren. Für den Weiterverkauf bauten sie hauptsächlich tropische Früchte und Gemüse an, andererseits dienten Kokablätter fast ausschließlich dem Eigenverbrauch.

Evo Morales' politische Laufbahn begann im Gewerkschaftsbund der Bauern in Bolivien. Seit 1991 ist er der Präsident des Organisationskomitees für das Chaparé innerhalb der CSUTCB (Confederación Única de Trabajadores Campesinos de Bolivia). Der Widerstand gegen die Kokavernichtung durch die CIA machte die Gewerkschaftsverbände des Chaparé zu ▶

einer der schlagkräftigsten Bewegungen der Zivilgesellschaft Lateinamerikas. Als die Regierung 1985 die Importschranken für ausländische Produkte aufhob, waren es einzig und allein die Kokablätter, die der Bevölkerung des Chaparé weiterhin einen gesicherten Absatzmarkt garantierten. Seit Ende der 80er Jahre forcierten die USA ihren Kampf gegen den Drogenhandel im Chaparé. Hierbei starben in den letzten 15 Jahren 250 Bauern, die ihr Recht auf Kokaanbau verteidigt hatten. Aus diesem Grund wurde auch Evo Morales mehrere Male verhaftet. Seit 1997 ist der so genannte Führer der Cocaleros Evo Morales Parlamentsabgeordneter. Damals gewann er mit dem höchsten Stimmenanteil des Landes eines von vier Direktmandaten für die Kokabauern des Chaparé. Bei den Präsidentschaftswahlen 2002 verlor er nur knapp im zweiten Wahlgang aufgrund eines Zweckbündnisses der alteingesessenen Parteien.

Am 1. Mai 2006 verstaatlichte Evo Morales per Dekret die Öl- und Gasindustrie und sorgte somit für großes politisches Aufsehen. In Zukunft gehört dem Staatsunternehmen YPFB (Yacimientos Petrolíferos Fiscales Bolivianos) 51% von den 1,4 Billionen Kubikmetern an Gasreserven. Alle 26 bisher im Land präsenten Konzerne müssen in den nächsten 6 Monaten neue Verträge unterzeichnen. Dabei werden die Erträge der ausländischen Firmen auf maximal 18% beschränkt, der Staat behält 82 % der Erträge. Dies dreht das Gewinnverhältnis zwischen Staat und Unternehmen ins Gegenteil um und Evo Morales setzt damit das um, woran die beiden vorangegangenen Präsidenten gescheitert waren. Der in Bolivien geborene Philosoph Hugo Velarde, der seit 1977 in Berlin lebt, weist in diesem Zusammenhang darauf hin, „dass auch Mexiko, Venezuela, Norwegen, Nigeria, aber auch Saudi-Arabien, Kuwait und der Iran durch ihre Staatsunternehmen seit langem mehr als zwei Drittel der Einnahmen behalten“. Zusätzlich kündigte Evo Morales die gleichen Schritte für den Berg-

bau und die Forstwirtschaft an, die in den subtropischen Regionen Boliviens enorme Gewinne einbringen. Unter staatlicher Kontrolle könne die ökologisch nachhaltige Gewinnung von Edelhölzern die rasche Ausforstung des Urwaldes aufhalten, so sein Argument.

Ein weiteres Wahlversprechen löste Evo Morales ein, als er kürzlich, im Rahmen eines Festaktes zur „Agrarrevolution“, Besitzurkunden an landlose, vor allem indigene BolivianerInnen verteilte. In einem ersten Schritt zur Landreform wurde ein Dekret erlassen, dass die Verteilung von 2,5 Millionen Hektar Land in den Departements Santa Cruz, Beni und Pando im tropischen Osten des Landes vorsieht. Zudem kündigte Evo Mora-

les an, dass bis zum Ende seiner Amtszeit 2011 weitere 20 Millionen Hektar Land umverteilt werden sollen. Dabei werde auch auf Privatbesitz zurückgegriffen. Damit ist das brachliegende, unproduktive Land der Großgrundbesitzer (Latifundistas) gemeint, denen ihre ungenutzten Böden ausschließlich zur Spekulation dienen. Benjamin Beutler, ein Redakteur der Zeitschrift Lateinamerika Nachrichten, berichtet: „Einer UN-Studie zufolge besitzen im Oriente nur 100 Familien rund 90 Prozent des kultivierbaren Landes – während die 2 Millionen Bauernfamilien der Region nur auf 5 Millionen Hektar Boden Zugriff

haben.“ Die Latifundistas sehen in Anbetracht der gegenwärtigen Entwicklungen ihre Interessen gefährdet. Mit dem Verweis, ihr „Recht auf Eigentum“ verteidigen zu wollen, drohen sie mit der Bildung von bewaffneten Selbstverteidigungsgruppen. Es kam bereits zu ersten Zusammenstößen zwischen Guarani-Indigenen, die im Auftrag eines Großgrundbesitzers agierten und landlosen Bauern aus dem Hochland. Dabei kam es zu einer Schießerei mit Todesopfern. Es bleibt also fraglich, ob der Staat sein Gewaltmonopol durchsetzen und bis in die entlegenen Konfliktgebiete einwirken kann. ▶





Die drei Präsidenten des ALBA als Hoffnungsträger für ein neues Lateinamerika?

Auch für die Armutsbekämpfung hat Evo Morales ein Programm aufgestellt, das vorsieht, in den nächsten fünf Jahren knapp 7 Milliarden US-Dollar in Arbeitsbeschäftigungsprogramme zu investieren. So sollen jährlich 100.000 neue Arbeitsplätze geschaffen werden. Im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen ist das Programm auch auf eine Verbesserung der öffentlichen Dienstleistungen, beispielsweise bei Schulmahlzeiten und beim Zugang zu sauberem Wasser, ausgerichtet. Bei den sozialen Projekten bekommt Evo Morales Unterstützung von den neuen Bündnispartnern Venezuela und Kuba. Venezuela will mit 130 Millionen US-Dollar bei der Produktivitätssteigerung und Armutsbekämpfung helfen, sowie 5000 Stipendien für StudentInnen zur Verfügung stellen. Kuba unterstützt Bolivien mit 700 ÄrztInnen, Krankenhauspersonal, medizinischen Geräten und bei der Alphabetisierung. Spätestens seit Bolivien am 29. April diesen Jahres der ALBA (Alternativa Bolivariana para la América) beigetreten ist, die sich als Gegenprojekt zu der von den USA vergeblich vorangetriebenen ALCA (Área de Libre Comercio de las Américas) versteht, wird die Allianz mit Venezuela und Kuba von ihren Gegnern als eine neue „Achse des Bösen“ deklariert. Gegenstand der neuesten Handelsverträge zwischen den drei Ländern ist unter anderem die industrielle Nutzung der Kokapflanze. Ein weiteres Wahlversprechen von Evo Morales ist, die zukünftige kommerzielle Nutzung der Kokapflanze.

Am 2. Juli stimmte Bolivien einerseits über die Sitzverteilung in der verfassungsgebenden Versammlung ab, die ab dem 6. August ihre Arbeit aufnehmen wird und in den nächsten mindestens sechs Monaten, höchstens aber in einem Jahr, eine neue Verfassung erarbeiten wird. Andererseits ging es um die Frage, ob gewisse Zuständigkeiten von der Zentralregierung in La Paz auf die neun Provinzen übertragen werden sollten, wie es von der Opposition gefordert worden war. Nach den Hochrechnungen mehrerer Umfrageinstitute wird die regierende MAS von Evo Morales mit 135 von 255 Abgeordneten erneut die absolute Mehrheit stellen. Die angestrebte Zwei-Drittel-Mehr-

heit, mit der man die Verfassungsänderung im Alleingang hätte durchsetzen können, wurde allerdings verpasst. Was das Referendum betrifft, so sprachen sich die vier östlichen Provinzen Santa Cruz, Tarija, Beni und Pando für ein klares Ja zur Autonomie aus. Insgesamt folgten jedoch 56 Prozent aller WählerInnen der Empfehlung des Staatsoberhauptes und stimmten gegen mehr Autonomie für die neun Provinzen. Zwar zeigte sich Evo Morales mit dem Wahlergebnis äußerst zufrieden: „Diese Ergebnisse geben uns Kraft, um den Wandel in Bolivien fortzusetzen.“ Dabei wird er allerdings mit der Opposition, die weitestgehend aus der Oligarchie in den wohlhabenden Ostprovinzen des Landes besteht, weitgehende Kompromisse eingehen müssen, um sein ehrgeiziges Reformprogramm umsetzen zu können.

Für Jorge G. Castaneda, der von 2000 bis 2003 mexikanischer Außenminister unter Präsident Vicente Fox war, gibt es einen Unterschied zwischen modernen, aufgeschlossenen, reformbereiten und international orientierten Regierungen in Südamerika und Ländern die in der Tradition des lateinamerikanischen Populismus stehen. Zur zweiten zählt er neben Venezuelas Hugo Chávez und Kubas Fidel Castro auch Evo Morales und Argentiniens Néstor Kirchner, die sich nationalistisch, unerbittlich und engstirnig zeigten.

Castaneda wirft Evo Morales vor, er habe es mit der geschickten Inszenierung seiner indigenen Abstammung geschafft, sich bei der indigenen Bevölkerungsmehrheit beliebt zu machen.

Ganz anders sieht das der eingangs erwähnte Philosoph Hugo Velarde, der Evo Morales zugesteht, die Menschen in seinem Land mit großer Würde zu vertreten. Als Evo Morales in einem Interview von der BBC gefragt wurde, ob der Schuldenerlass durch Spanien in Höhe von 120 Millionen US-Dollar eine Wiedergutmachung für die 500 Jahre kolonialer Unterdrückung sei, fragte der bolivianische Präsident zurück: „Wann hat je ein Indio in Europa Schulden gemacht?“ Hugo Velarde erklärt die Rolle, die ihm die Quechua und Aymará in Bolivien zuschreiben, folgendermaßen: „Er gilt ihnen als Wiedererweckung des indigenen Häuptlings Pablo Zárate, der sich während des föderalen Bürgerkriegs von 1898 gegen die Feudalaristokratie auflehnte und bis heute als Vorbild des Widerstands gegen die weißen Herren verehrt wird.“ In beiden sehen sie „Willka“, was auf Aymara symbolisch „für die ‚Sonnenkraft‘ steht, den ‚Wärmestrom des Lebens‘, der zu einem Wechsel (‚Pachakuti‘) unharmonischer, ungerechter Zyklen zu einem neuen Gleichklang von Mensch und Natur bestimmt sei.“ Evo Morales hat sein Gehalt als Präsident von 4.360 auf 1.900 US-Dollar gekürzt und er zeigt sich bei jeder Gelegenheit in der einheimischen Inka-Tracht. Dies macht ihn im Volk sicherlich populär, doch er muss sich trotzdem an seinen Erfolgen messen lassen und auch sein Kredit wäre irgendwann verspielt, wenn sich an den wirtschaftlichen und ethnischen Verhältnissen im ärmsten Land Südamerikas nichts ändert. ▶

Die Strategie, die Evo Morales verfolgt, scheint eindeutig zu sein. Auf der einen Seite präsentiert er sich als der „indigene Häuptling der Widerstandsbewegung“, der mit Hilfe der indigenen Bevölkerungsmehrheit im Land eine „kulturelle und demokratische Revolution“ durchsetzen möchte. Auf der anderen Seite gibt er sich ganz staatsmännisch und versucht durch eine „säkularisierte politische Aufklärung“ auch die weiße Mittel- und Oberschicht mit ins Boot zu holen. Ob man dies nun als überlegte Rhetorik oder als nationalistischen Populismus versteht, hängt wohl damit zusammen, wie man das Projekt von Evo Morales insgesamt beurteilt. Fest steht, dass es in Bolivien seit der Wahl von Evo Morales keine größeren Unruhen gegeben hat, nachdem das Land in den vergangenen fünf Jahren vier Präsidenten verschlissen hatte und teilweise kriegsähnliche Zustände herrschten. Zudem lassen die bisherigen Entwicklungen seit dem Amtsantritt von Evo Morales die Vermutung zu, dass er auf einem demokratischen Weg versuchen wird, in kleinen Schritten eine Veränderung innerhalb der bolivianischen Gesellschaft herbeizuführen. Es bleibt allerdings abzuwarten, wie sich die Autonomiebestrebungen der östlichen Pro-



Evo Morales bei einem Ritual mit dem Volk

vinzen entwickeln, in denen sich die meisten Rohstoffvorkommen befinden. Falls sich die Unabhängigkeitsbestrebungen dieser Gebiete durchsetzen und die Oligarchie im Osten die Kontrolle über das Erdgas zurückgewinnt, werden ein Aufstand der sozialen Bewegung und schwere Konflikte bis hin zu einem Bürgerkrieg unweigerlich folgen. ■



Was innen keinen Platz mehr hat, wird draußen untergebracht

## Acá esta la Lancha!

Text: Jens Zickgraf

• Acá esta la Lancha! – Wie, was, jetzt schon, dachte ich, als ich mir von der allgemeinen Hektik geweckt, die Müdigkeit aus den Augen rieb. Einen halben Tag lang hatten wir nun schon am Hafen von San Pablo<sup>1</sup> verbracht, und auf den Kahn gewartet, der eigentlich schon gestern hätte ankommen sollen und der die einzige öffentliche Verbindung zwischen dem fast schon berühmten Dorf am Amazonas und dem 400 km stromaufwärts gelegenen Iquitos darstellt. ▶



*Eigentlich weiß  
nie jemand wirklich,  
wann die nächste Lancha anlegt.  
Wer trotzdem fragt  
bekommt viele Antworten:*

*Das Leben auf der Lancha (links) und ein alltägliches Wagnis (unten)*

Lanchas, das sind neben den vielen kleinen Kanus und Booten die wichtigsten Verkehrs- und Transportmittel auf den Flüssen des Amazonasbeckens. Diese rechteckigen Kähne besitzen nur wenig Tiefgang und einen extrem flach zulaufenden Bug, ein Unterdeck und einen ein- bis zweistöckigen Aufbau. Manche sind fast vollständig aus Holz, andere, zumeist die größeren, sind aus Stahl<sup>2</sup>. Mit ihrem geringen Tiefgang und dem flachen Bug sind sie den Bedingungen der Flüsse, mit ihren unzähligen Sandbänken und dem vielen Treibholz bestens gewachsen. So können Lanchas beispielsweise fast überall am Ufer anlegen, indem man sie bewusst auf Grund laufen lässt. So ausgestattet verkehren sie Tag und Nacht im Zickzackkurs die Flüsse entlang und sammeln auf ihrem Weg Menschen, Vieh und Fracht auf beiden Seiten des Ufers ein. Dabei machen die Bewohner der Flussufer mit Leuchtfeuern, Taschenlampen, durch Winken oder Rufen auf sich aufmerksam. Laute Cumbia – Musik kündigt die Ankunft der Lancha an. Nur wenige größere Dörfer werden regelmäßig angesteuert.

Nach unseren letzten Informationen aus der Funkstation hatten wir die Lancha eigentlich erst am frühen Abend erwartet. – Vielleicht war es auch gar nicht das Schiff welches wir erwarteten, sondern eine andere Lancha, eine von der gerade niemand etwas wusste. Eigentlich weiß nie jemand wirklich, wann die nächste Lancha anlegt. Wer trotzdem fragt bekommt viele Antworten: „Gestern war eine da!“ „Heute Abend!“ „Morgen um vier Uhr Nachmittags!“ „In drei Tagen!“ „Diese Woche kommt keine Lancha mehr, wir haben nämlich Wahlen am Sonntag!“ „Eine kommt immer Montags und dann gibt es noch eine am Donnerstag!“ .... Wie auch immer, wir hatten uns längst an das Reisen mit der Lancha gewöhnt. Wir nahmen unsere Sachen, wühlten uns durch das Gedränge am Hafen und gingen an Bord. Es folgte die übliche Suche nach einem (mehr oder weniger) freien Platz an dem wir unsere Hängematten oder wenigstens eine davon aufhängen konnten. Wir hatten Glück und so lagen wir bereits in unseren Hängematten und hatten unser Gepäck darunter verstaut, als das Schiff wieder ablegte.

Zwischen zwei und vier Tagen würde die Reise nach Iquitos dauern. – Viel Zeit um zu schlafen, sich zu fragen warum sich keiner auf dem Schiff beschwert, wenn ihm jemand bei Dunkelheit versehentlich auf die Hand tritt oder um ungläubig zu beobachten, wie Büffel und Schweine aus den Comunidades am Ufer des Amazonas auf das Schiff geschafft werden. Man konnte sich auch darüber wundern wie es eigentlich möglich war, dass die ohnehin schon von Anfang an überfüllte Lancha bei jedem Stopp weitere Fracht und noch mehr Menschen aufnahm. – Doch nach einiger Zeit stellt man keine Fragen mehr, nichts kann einen mehr aus der Fassung bringen, nichts worüber man sich noch wundern würde. Selbst der Hahn unter meiner Hängematte, der immer dann zu krähen anfängt, wenn ich gerade eingeschlafen bin, ist noch am Leben, obwohl ich mir schon mehrfach vorgenommen habe, ihm den Hals umzudrehen ... ▶



*„Gestern war eine da!“ „Heute Abend!“ „Morgen um vier Uhr Nachmittags!“ „In drei Tagen!“ ...*

Es ist schon eine besondere Art des Reisens. Knapp 1400 Kilometer Fluß hatten wir bereits zurückgelegt: Von Coca in Ecuador, auf dem Rio Napo bis nach Iquitos in Peru, jener Stadt im Dschungel, in deren Umgebung all die Flüsse zusammenfließen, die schließlich den Amazonas bilden, von Iquitos den Amazonas hinab, fast bis nach Brasilien, und nun wieder zurück nach Iquitos. In dieser Zeit haben wir wahrlich viel von dem erlebt, was das Herz des reisenden Ethnologiestudenten höher schlagen lässt. Tagelang waren wir mit dem Einbaumkanu unterwegs, haben bei freundlichen Bauern an den Ufern des Napo oder auch mitten im Dschungel übernachtet, waren mit Einheimischen auf der Jagd, haben gemeinsam gekocht, gegessen, gearbeitet oder gefaulenzt. Doch nirgendwo ist man den Menschen so nahe wie auf einer Lancha. Noch nie war teilnehmende Beobachtung so einfach, denn sobald man die Lancha betritt, wird man automatisch zum Teilnehmer. Ob man will oder nicht, die nächsten Tage verbringt man Seite an Seite, man teilt was man hat, man schläft wo man kann und vor allem nimmt man viel Rücksicht aufeinander. Es gibt keine Distanz, keine Rückzugsmöglichkeit. Freilich muss man auch hier zunächst die fragenden Blicke der Menschen über sich ergehen lassen, denn als europäischer Tourist ist man auf einer Lancha dieser Art, ein ebenso ungewohnter Anblick wie in einem Indio-Dorf am Napo. Der Unterschied ist die körperliche Nähe, der man nicht entkommen kann und die einen unweigerlich in wenigen Augenblicken zu einem Teil des Ganzen macht. Eine Berührung die man nicht vermeiden kann und ein entschuldigender Blick können Ängste und Vorurteile in kurzer Zeit überwinden. Auf beiden Seiten! So kommt man schnell ins Gespräch. – Egal ob mit dem Holzfäller, der nach monatelanger Abgeschiedenheit im Dschungel endlich wieder unter Menschen, gar nicht mehr aufhören kann zu reden, ob mit dem Bauern, der in Iquitos ein paar Schweine verkaufen möchte oder mit dem Studenten aus Lima, der nach einem Besuch in seinem Heimatdorf die lange Rückreise antritt.



*Hier kommt man nur noch kriechend durch ...*

Auf der Lancha gibt es ebenso viele Geschichten wie Menschen. Schneller als sonst bekommt man ein Gefühl für das Leben der Menschen in diesem Teil der Welt vermittelt. Man kann es nicht erklären, aber man glaubt etwas verstanden zu haben, etwas was einem bisher nicht klar gewesen ist: Es ist nicht das Beobachten und nicht die Suche nach Erklärungen, die einen weiterführt. Es ist das Erleben, ein Gefühl eben. ■

#### **Fußnoten:**

<sup>1</sup> In dieser ehemaligen Leprakolonie hatte der junge Ernesto „Che“ Guevara einige Zeit gearbeitet. Die Menschen, besonders die Alten erzählen davon noch heute mit leuchtenden Augen.

<sup>2</sup> Größere Lanchas entsprechen nicht unbedingt der folgenden Schilderung. Sie sind meist komfortabler und weniger überfüllt.



## Une aventure marocaine

Reisebericht Marokko 18. Februar – 5. März 2006

Text: Christine Straßmaier

• **Der Duft von frischen Orangen und Minze liegt in der Luft. Eine alles durchdringende Brise von Gurum (einem typisch arabischen Gewürz) mischt sich darunter. Die Flut von Farben zahlreicher, hoch aufgetürmter Obst- und Gemüsearten erinnert an ein Postkartenfoto. In dieses Bild hinein tönen die Rufe von Händlern, die vorbeistreifende Kunden von der Qualität ihrer Waren überzeugen wollen. „Achtez chez moi!“ „Voulez-vous quelquechose?“, „Tomates, Oranges, Mente?“**

Nach einer zweiwöchigen Rucksackreise durch Marokko stehe ich nun am frühen Morgen des Abreisetages noch einmal auf dem Markt, um ein Stück Marokko in Form von frischem Obst und Gemüse einzufangen und mit nach Hause zu nehmen.

Der Markt befindet sich in Casablanca im Innenhof eines weißen, mit auffälligem Dekor geschmückten, aber alten und heruntergekommenen Gebäudes. Obwohl es diese beinahe märchenhaften Märkte wohl in jedem, noch so kleinen marokkanischen Dorf gibt, wird wohl kein Besucher müde, sie in jeder Stadt erneut zu erkunden. Alles wird dem Besucher in einer derart überwältigenden Fülle und Pracht dargeboten, dass ein harmloser Gang über den Markt zu einem Fest der Sinne wird, bei dem man alles andere vergisst. Mit diesen Eindrücken vermischt sich nun das geschäftige Treiben jener Plätze, auf denen das Leben pulsiert. Ob jung oder alt, alles tummelt sich hier, um alltägliche Geschäfte zu erledigen, gleichzeitig die halbe

Stadt zu treffen, mit ihr Neuigkeiten auszutauschen und Kontakte zu pflegen. Doch es ist kein hektisches oder gehetztes Treiben, sondern trotz aller Geschäftigkeit ein gelassenes und fröhliches Durcheinander. Begleitet wird all dies oft von ständiger Musik, die sowohl aus den Instrumenten der Straßenmusikanten tönt als auch aus den Anlagen der Geschäfte schallt, die den Marktrand säumen. Diese Impressionen bestätigen das Klischee der Reiseführer vom typisch orientalischen Markt, der den Touristen in eine andere Welt eintauchen lässt. Ein wahres Tor zum Orient.

Bei diesem Gedanken muss ich zugeben, dass das für ganz Marokko gilt. Sofort denke ich an Marrakesch, denn besonders dieser Ort steht wohl für das Sinnbild „Orient“ eines jeden Reisenden. Auch ich konnte nicht aufhören zu staunen, als ich am zentralsten und wohl meist fotografierten Platz Marrakeschs stand, dem „Djemma el Fna“ (Platz der Gehängten). Ab drei ▶

*Alles wird dem Besucher in einer derart überwältigenden Fülle und Pracht dargeboten, dass ein harmloser Gang über den Markt zu einem Fest der Sinne wird, bei dem man alles andere vergisst.*

Uhr nachmittags erhebt sich eine riesige Rauch- und Dampf- wolke über die in der Platzmitte liegenden Kochstände, an denen alle nur erdenklichen, (für mich) teilweise gewöhnungs- bedürftigen Köstlichkeiten gekocht, gegart und gedünstet werden. Besonders nach Einbruch der Dämmerung bietet sich von einem der zahlreichen Terrassen-Cafes ein atemberaubender Blick über das bunte Treiben. Von hier aus kann man Schlangen- beschwörer, in farbenfrohe Tracht gekleidete Wasserver- käufer und Märchenerzähler beobachten, die von einer Schar gebannt lauschender Männer umzingelt werden. Gesäumt wird der Platz von zahlreichen, prall gefüllten Geschäften, deren Räumlichkeiten für die Menge ihrer Waren eigentlich zu klein sind und deshalb ihre Schals, Tajine und Ledertaschen einige Meter aus den Geschäften herausquellen lassen.

Zwischen diesen Läden entdeckt man immer wieder eine Art Tor, teilweise nur ein Nadelöhr, das einen Eingang in die berühmt berüchtigten Souks bildet. Wer hier eintritt, dem eröffnet sich ein wahres Einkaufslabyrinth, aber schon das bloße Schlendern und Staunen durch die engen Gassen ist ein Erlebnis. Endlos scheinen sich die Geschäfte aneinander zu reihen und es bleibt für den Durchgang teilweise nur noch ein schmaler Streifen, denn auch hier platzen die Geschäfte beinahe aus allen Nähten. Obwohl sich hier auch für den Individualreisenden ein phantastisches Bild voller Farben und Menschen zeigt, lohnt es sich den ersten, touristisch geprägten Teil der Souks hinter sich zu lassen und in die von Einheimischen dominierten Bereiche vorzudringen.

Findet man hier eine der spartanischen Teestuben, sollte man sich in einer solchen niederlassen und das Treiben fern



ab des touristischen Marrakeschs genießen, wie es übrigens auch viele Marokkaner tun. Ohnehin sind gefüllte Teestuben und Cafés zu jeder Tageszeit ein üblicher Anblick in Marokko. Allerdings scheint dieser Zeitvertreib größtenteils nur den Männern vorbehalten zu sein und somit ist man als weiblicher Gast gezwungen, seinen Mut zusammen zu nehmen und sich in eine Gruppe teils neugierig, teils befremdlich blickender Männer zu gesellen. Doch bei einer Reise nach Marokko, gerade wenn sie in touristisch unberührte Orte führt, sollte man sich auf diese ungenierte Begutachtung der eigenen Person - nicht nur als Frau - einstellen.

Insgesamt kann man sagen, dass das tägliche Leben von Männern und Frauen in getrennten Bahnen verläuft und in der Öffentlichkeit beide Geschlechter unter sich bleiben. Besonders deutlich wird dies beim männlichen Teil der Bevölkerung, für den die Freundschaft zu anderen Männern eine große Rolle zu spielen scheint. Diese Freundschaft wird innig und zeitaufwendig gepflegt, zum Beispiel in Teestuben, denn im Gegensatz zum Leben der Frauen, spielt sich der männliche Alltag hauptsächlich in der Öffentlichkeit ab. Deshalb dominiert die männliche Präsenz nicht nur in Cafés, sondern beinahe überall. Angesichts Kopftuch tragender und völlig verhüllter Frauen sollte die marokkanische Gesellschaft nicht vorschnell als frauenfeindlich und radikal islamisch verurteilt werden. Oft genug habe ich den Stolz und das Selbstbewusstsein marokkanischer Frauen gegenüber Männern erlebt, z.B. beim Handel auf dem Markt.

Unser nächstes Ziel war die Sahara. Während unserer Bus- fahrt von Marrakesch über den Hohen Atlas nach Ouarzazate lernten wir Abdoul Ami, einen Marokkaner kennen. Obwohl einem beinahe überall ein Kauf, ein Hotelzimmer oder eine ▶



*Die Bescheidenheit und Armut, in der diese Menschen hier lebten und die uns so unverhüllt und selbstverständlich präsentiert wurde, erschütterte mich sehr, gerade weil sie so unvorbereitet kam.*

Führung teilweise penetrant und aufdringlich angeboten wird, weckte der Fremde sofort unsere Sympathie und Neugierde. Da uns klar war, dass wir ohnehin einen Führer für einen Saharabesuch brauchen würden, schlossen wir uns kurzerhand mit drei Italienern (außer uns, den einzigen Ausländern im Bus) zusammen und vereinbarten für den nächsten Tag unsere Abreise Richtung Sahara unter der Führung Abdouls.

Im Gegensatz zu unseren drei italienischen Begleitern, waren wir anfangs noch sehr misstrauisch gegenüber unserem nicht gerade professionell agierenden „Reiseführer“. Dies lag unter anderem daran, dass Abdoul als Transportmittel für unsere beinahe 5-stündige Fahrt, mit insgesamt 7 Personen ein „Grand Taxi“ mietete, das sich als eine heruntergekommene Mercedes Limousine Baujahr 1976 entpuppte. Obwohl doch einiges an unserer Reise relativ unorganisiert und spontan arrangiert wurde, war der Grund für unsere anfängliche Besorgnis doch eher die hautnahe, typisch marokkanische Art und Kultur, die uns so direkt und authentisch traf. Doch die Skepsis verflog schnell, als Abdoul schon während der Fahrt unser Taxi an Plätze und Orte führte, die eine professionell geführte Touristengruppe nie zu Gesicht bekommen hätte.

Nach einer anstrengenden Fahrt (die wir zu zweit auf dem Beifahrersitz verbrachten) kamen wir in Abdouls Heimatdorf Tagounite an. Am Rande des Dorfes gelangten wir zu unserer Unterkunft, einem Nomadenzelt. Von hier aus hatte man eine wunderschöne Sicht über Felder, Palmen und kleine Wälder, die durch eine endlos scheinende Felswand am fernen Horizont begrenzt wurde. Nach einem ausgiebigen Essen und einer kleinen Pause in der Abendsonne, machten wir uns mit Abdoul auf zu einem Spaziergang durch die zahlreichen umliegenden Kasbahs. Diese imposanten, aber leider oft heruntergekommenen, burgenartigen Lehmgebäude wurden früher militärisch genutzt, doch heute dienen sie als normale Wohngebäude. Auch für einen Teil von Abdouls Familie, die wir besuchten. Die Bescheidenheit und Armut, in der diese Menschen hier leb-

ten und die uns so unverhüllt und selbstverständlich präsentiert wurde, erschütterte mich sehr, gerade weil sie so unvorbereitet kam. Doch die anfängliche Betroffenheit ist durch die große Gastfreundschaft der weiblichen Verwandten schnell verflogen, die uns in feierlicher Tracht gekleidet und mit bestem „Thè a la menté“ empfingen. Wieder im Camp angekommen, verbrachten wir den restlichen Abend in unserem Zelt in der Gesellschaft Abdouls und einigen seiner Cousins, die den Abend mit Musik und Gesang perfekt abschlossen.

Am nächsten Tag verabschiedeten wir uns von Tagounite und fuhren weiter Richtung Süden, bis wir nach einer halbstündigen Fahrt abseits der Straße, quer durch die Steinwüste, am Rand der Sahara ankamen. Einige Meter vor Beginn der Dünen befanden sich einige Nomadenzelte, die wir für eine Nacht unser Heim nennen durften und wo wir durch einige Cousins von Abdoul begrüßt wurden. Den Nachmittag verbrachten wir auf dem Rücken seiner Dromedare bei einem Ritt hinein in die Tiefen der Sahara, bis wir – außer Abdoul natürlich – völlig die Orientierung verloren hatten. Schließlich genossen wir unseren letzten Abend am Lagerfeuer, um das wir uns gemeinsam gesellten, als wären wir seit Monaten hier. Dabei erzählten wir uns Geschichten und Rätsel oder betrachteten staunend das phantastische Sternenzelt. Die schnelle Vertrautheit und Ungezwungenheit, die zwischen allen Beteiligten herrschte, die uns aber vor allem Abdoul selbst und seine Begleiter entgegenbrachten, haben uns sehr beeindruckt.

“À la gare, 20 dirham?“ „D'accord, 20 dirham, allez!“ Ich schreckte aus meinen Gedanken auf. Beinahe hätte ich nicht wahrgenommen, dass wir bereits vom Markt zur Straße gegangen sind und schon ein Taxi bereit steht, um uns zum Bahnhof zu fahren. Mit unseren riesigen Rucksäcken auf dem Schoß quetschen wir uns auf die zerrissenen Sitze des winzigen Fiats.

Endlich sitzen wir im Zug. Die Abteile sind beinahe leer. Wir lassen uns auf zwei Plätze am Fenster nieder. Nachdem ▶

der Zug losgefahren ist, lehne ich meinen Kopf erschöpft an die Fensterscheibe. Vorbei schnellen die vollen Straßen des „neuen“ Casablancas, die so genannte „Nouvelle Ville“ mit ihren westlich wirkenden Hochhäusern. Dann folgen am Rande der Stadt und auf dem Land slumartige Siedlungen mit ihren ärmlichen Behausungen, die von Steinen, Stöcken, Plastiktüten und anderen undefinierbaren Dingen zusammengehalten werden. Dazwischen Kinder, die in diesen Trümmern immer noch einen Platz zum Fußballspielen finden und Frauen, die ein Bündel mit darin verstaute Pflanzen und Ästen auf dem Kopf nach Hause tragen.

Schon sind wir am Flughafen angekommen und warten auf unser Flugzeug. Obwohl wir es beide kaum erwarten können, Freunden und der Familie unsere Erlebnisse zu schildern, spüren wir schon jetzt Melancholie, so dass wir doch lieber bleiben würden. Also versprechen wir uns schon im Flugzeug, so bald wie möglich wieder nach Marokko zurückzukehren, ein Land indem Europa, Afrika und der Orient aufeinanderprallen und eine vielschichtige, einzigartige und atemberaubende Kultur bilden. ■

*Wir versprechen uns schon im Flugzeug, so bald wie möglich wieder nach Marokko zurückzukehren, ein Land in dem Europa, Afrika und der Orient aufeinanderprallen und eine vielschichtige, einzigartige und atemberaubende Kultur bilden.*



# Effizient zu sein

Text: Jens Zickgraf

• **Effizienz ist ein sehr ökonomisches Wort. Es ist auch ein sehr beliebtes Wort, zumindest gibt es eine Menge Menschen in allen Gesellschaftsschichten und Institutionen, die es gerne verwenden. Kaum ein Begriff weckt gleichzeitig so viele Hoffnungen und Ängste in den Menschen. Was steckt dahinter, was kann man darunter verstehen und wissen jene Menschen, die ihn so oft verwenden um seine Macht und um seine Bedeutung?**

Die Schlagzeile der Süddeutschen Zeitung vom 23.06.06 lautet: „Allianz streicht 7500 Arbeitsplätze.“ – Man möchte Standorte bündeln für mehr Effizienz. Schlagzeilen und Begründungen dieser Art sind häufig geworden in den letzten Jahren. Dabei geht es längst nicht mehr allein um den Bereich der Wirtschaft. Wer die Medien aufmerksam verfolgt und sich womöglich hin- und wieder eine Bundestagsdebatte anhört kann feststellen, wie gerne das magische Wort Effizienz, in andere Bereiche des Lebens übertragen wird. Der Staat, die Bildung, Schulen, Universitäten, Krankenhäuser, soziale Einrichtungen, Arbeitnehmer, Arbeitgeber, Kinder, Eltern, Menschen, sie sollen vor allem effizient sein.

Effizienz, was ist das eigentlich? – Betriebswirtschaftlich betrachtet ist Effizienz ein Maß für das Verhältnis zwischen Aufwand (Kosten) und Nutzen. Praktisch gesehen bedeutet effizient zu sein, sich selbst oder etwas anderes im Hinblick auf ein Ziel gut zu organisieren. „Management“, dieses Wort steht damit in engem Zusammenhang, „Schwachstellen erkennen und ausmerzen“ lautet die Devise. Effizient zu sein heißt stets verbessern, optimieren. – Verständlich, dass ein solches Wort gerne gebraucht wird, denn es verspricht viel, verlangt viel, lässt Kritiker schnell verstummen und sagt doch nichts aus, was zur Lösung eines Problems unmittelbar beitragen würde. Dennoch besitzt es eine kaum zu überschätzende Kraft: Die Forderung nach mehr Effizienz ist die Behauptung, dass etwas nicht gut ist oder zumindest nicht ausreicht um Bestand zu haben. Wohl dem, der sich hinstellt und lautstark von Effizienz, Management und Optimierung spricht, denn er hat nichts zu befürchten. Was aber ist mit den Menschen, die diese Forderungen betreffen? Wer hat schon den Mut zuzugeben, dass er Angst hat den Ansprüchen nicht zu genügen? Wer will schon als ineffizient gelten? – Jemand, dessen Arbeitsplatz gerade von McKinsey überprüft wird sicher nicht! Das Gegenteil ist der Fall: Man wird versuchen so effizient wie möglich zu erscheinen, effizienter noch als die Kollegen und Freunde. Man wird alles geben, schließlich geht es um die Existenz, um die Daseinsberechtigung, das Überleben. Und schon zeigt sich das Einsparungspotential, die Ineffizienz der ganzen Unternehmung: Es geht

auch mit weniger Personal, man muß ihm nur richtig Angst machen, dann arbeitet einer leicht für zwei, ganz freiwillig. Denn Freiheit ist unser großes Ideal und Marktwirtschaft der Motor. Mehr Effizienz für den Fortschritt, wir sind motiviert, flexibel, besser als die Anderen!

Effizient sein heißt Konzentration auf das Wesentliche. Mit Scheuklappen dem Ziel entgegen, ohne Ablenkung und ohne Muße. Kaum jemand ist dazu wirklich in der Lage, niemand unbegrenzt belastbar und doch wird Effizienz gefordert. Jeder von uns fordert Effizienz, spätestens dann, wenn er für etwas bezahlen soll. – Ich glaube, dass die meisten Menschen Angst davor haben, uneffizient zu sein, doch sie verstecken ihre Angst hinter grauen Anzügen mit edlen Krawatten, teuren Autos und pseudo – ökonomischem Halbwissen. – Und diejenigen, die unter dem größten Druck stehen, haben am meisten Angst und deshalb verlangen sie am lautesten mehr Effizienz von ihrer Umwelt.

Effizient sein heißt leistungsfähig zu sein aber das reicht nicht, denn was ist schon auf Dauer effizient? Es gibt keine absolute Effizienz, genauso wenig wie es eine Maschine mit einem Wirkungsgrad von einhundert Prozent gibt. Es geht immer noch einen Tick besser, aber dem großen Ziel, endlich effizient zu sein, kommt man deswegen nicht näher.

Das hindert uns aber nicht daran, den Menschen, den Unternehmen, der Politik und der Gesellschaft immer mehr abzuverlangen. Effizienz durchdringt alle Bereiche des Lebens, weil Ziele am besten mit Effizienz zu erreichen sind und alle Menschen Ziele, oder wenigstens Wünsche und Bedürfnisse haben. Man möchte schön sein, klug, reich, ein Haus und ein Auto haben und man kann dafür effizient abnehmen, Sport treiben, lernen und sparen. Man kann alles schaffen, wenn man sich organisiert. Klar, daß manchmal etwas schief geht, aber für alles gibt es eine Lösung: Johanneskraut für die Kinder, Valium und Co. für die Großen, Red Bull für die Prüfung und Viagra für Sex ohne Liebe.

Das Problem ist nicht das Konzept der Effizienz selbst. Es ist legitim, Ziele mit wenig Aufwand erreichen zu wollen, aber es ist ein Problem, wenn Ziele immer schneller immer höher ▶

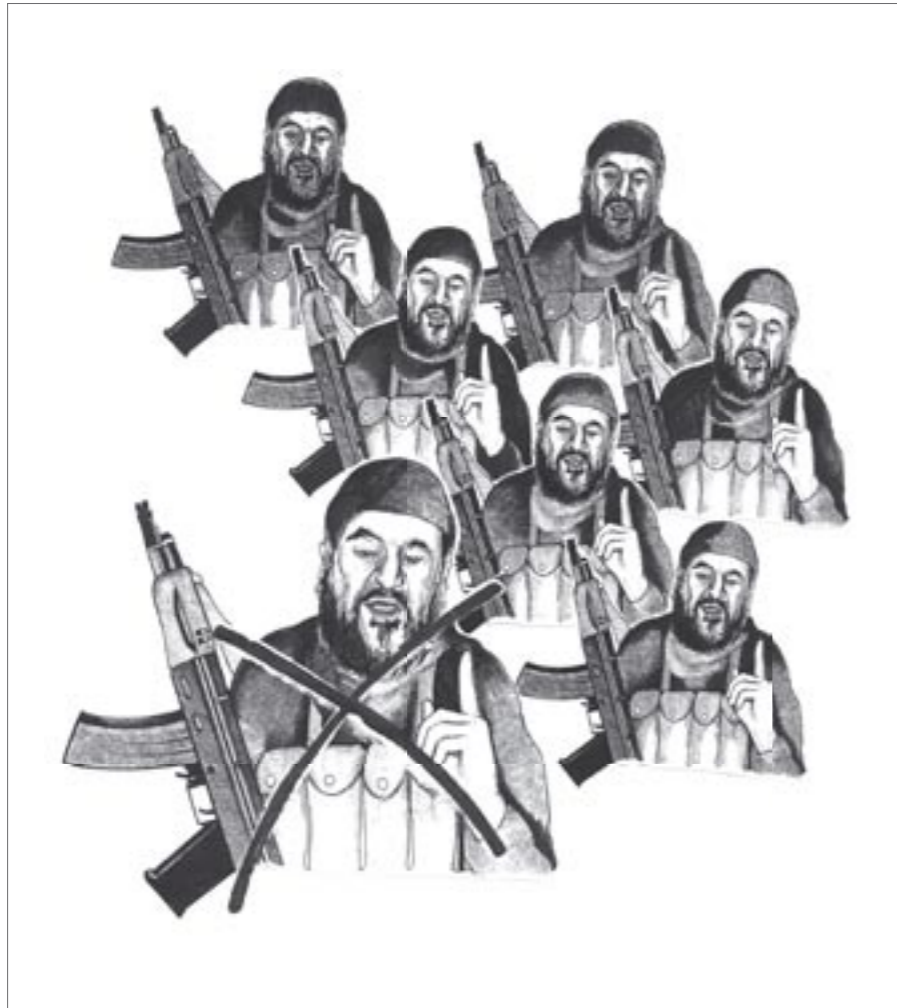
gesteckt werden und dadurch ständig mehr Effizienz notwendig wird. Nicht selten entsteht der Eindruck, dass die ursprünglichen Ziele aus den Augen verloren werden und Effizienz selbst an ihre Stelle tritt. Die Allianz fährt einen Rekordgewinn von 4,5 Milliarden Euro ein und streicht dennoch 7500 Stellen. Und wirklich, aus betriebswirtschaftlicher Sicht ist das gut, weil man Umstrukturierungen am besten in guten Zeiten vornimmt und nicht erst aus der Not heraus. Die internationale Konkurrenz schläft nicht und deshalb ist es gut für die Allianz und für die Arbeitnehmer, wenn man noch effizienter wird. – Aber das große gesellschaftliche Ziel einer florierenden Wirtschaft ist (war) Beschäftigung. Heute wird dieses Ziel allenfalls als Argument für noch mehr Effizienz und damit noch mehr Stellenabbau genutzt. Die wahren Herausforderungen unserer Zeit sind so komplex, dass sich niemand traut, sich ihnen zu stellen. Indes wird auch die Allianz bald wieder den Wunsch hegen, effizienter zu werden.

Der Mensch selbst ist die natürliche Grenze der Effizienz, man darf seine Kapazitäten nicht auslasten wie bei einer Maschine, schließlich kann man auch nicht ständig die Verschleißteile wechseln. Noch nicht! Der große Motor Marktwirtschaft treibt uns an und ermöglicht uns materiellen Wohlstand. Effizienz ist sein Treibstoff, doch der Preis ist womöglich viel zu hoch.

Wenn es ein großes Ziel gibt, welches all den Aufwand dafür rechtfertigt, so müsste es Glück und Zufriedenheit heißen. – Wir Ethnologen beschäftigen uns auch mit Lebensweisen, die der unsrigen, von Marktwirtschaft und Effizienz geprägten Welt, fremd sind. In allen Kulturen gibt es Probleme, sie alle haben ihre Geschichte und ihre Schattenseiten. Aber wir wissen sehr wohl, das es Glück und Zufriedenheit auch anderswo auf der Welt gibt. Dann aber ist der Aufwand, den wir betreiben um dieses Ziel zu erreichen, verglichen mit dem Ergebnis, sehr hoch. Und dann wäre unser effizientes Handeln ganz schön uneffizient! ■

## Literatur zum Thema:

**Kurbjuweit, Dirk 2003:** *Unser effizientes Leben.* Hamburg.  
**Sahlins, Marshall 2004 (Original 1974):** *Stone Age Economics.* London.  
**Sinn, Hans-Werner 2005:** *Die Basar-Ökonomie.* Berlin.  
**Smith, Adam 2004 (Original 1776):** *Reichtum der Nationen.* Paderborn.



Killing Does Not Stop Killing

Zeichnung: Julian Opitz



Raubvögel

Zeichnung: Julian Opitz

## Rezension

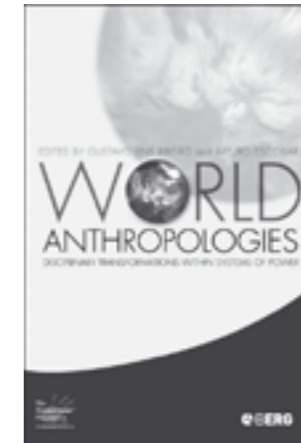
# World Anthropologies

Text: Gabriela Garrido-Kastenhuber

- Die selbstreflexive Kritik innerhalb der Ethnologie ist seit langem ein wesentlicher Faktor für die Entwicklung dieser Wissenschaft. Die Bedingungen der internationalen Verbreitung von ethnologischem Wissen wurden jedoch bisher in der Kritik noch wenig berücksichtigt. Besonders in Zeiten der Globalisierung, in denen sich neue Möglichkeiten von Kooperation und Wissensaustausch bieten, ist die Frage wichtig: Wie viel wissen wir über die verschiedenen Perspektiven, die sich in der ethnologischen Praxis weltweit entwickeln?

Ethnologen aus verschiedenen Teilen der Welt arbeiten seit einigen Jahren intensiv daran, den internationalen Wissensaustausch zwischen Kollegen zu verbessern und die große Vielfalt ethnologischer Betrachtungsweisen im globalen Kontext sichtbar zu machen. Teil ihrer Bemühungen ist das im April diesen Jahres erschienene Buch *World Anthropologies: Disciplinary Transformations Within Systems of Power*.

Die Herausgeber Gustavo Lins Ribeiro, Universidade de Brasília, und Arturo Escobar, University of North Carolina at Chapel Hill, organisierten nach jahrelangem Austausch untereinander und mit anderen Kollegen ein internationales Symposium über die globalen Dimensionen des Faches, das mit Unterstützung der Wenner-Gren-Stiftung für Ethnologische Forschung im März 2003 in Pordenone, Italien, stattfand. Ausgangspunkt ihrer Bemühungen war die Feststellung, dass die ethnologische Arbeit aus Regionen außerhalb des nordatlantischen Raums stärker verbreitet, und die internationale Kommunikation zwischen Kollegen verbessert werden muss. Der Sammelband entstand aus den Beiträgen der Teilnehmer des Symposiums, Akademiker, die momentan jeweils in Australien, Brasilien, England, Holland, Indien, Japan, Kanada, Kamerun, Mexiko, Norwegen, Russland, Spanien und in den USA arbeiten. Das Werk soll als Beitrag zur Bildung einer transnationalen Gemeinschaft von Ethnologen gesehen werden. Die Entwicklung eines internationalen Kooperationsnetzwerks, genannt *World Anthropologies Network (WAN)*, ist ein Projekt, mit dem sich die Herausgeber seit einigen Jahren beschäftigen und das seitdem sehr gewachsen ist. Einer der Grundpfeiler dieses Projektes ist die Überzeugung, dass die Ethnologie in verschiedener Hinsicht von der Berücksichtigung vielfältigerer Perspektiven stark profitieren kann. Für die Verbrei-



Ribeiro, Gustavo Lins;  
Escobar, Arturo (Hrsg.)  
2006.  
*World Anthropologies:  
Disciplinary Transformations  
Within Systems of Power.*  
Oxford: Berg Publishers.  
Taschenbuch: € 26,90  
(wie erwähnt, sind die  
Aufsätze auch online auf  
der angegebenen  
Seite frei verfügbar)

tingung dieser verschiedenen Perspektiven ist u. a. die Nutzung der neuen Möglichkeiten durch Informations- und Kommunikationstechnologien sehr wichtig. Deswegen sind alle Aufsätze des Sammelbandes auch online unter [www.ram-wan.org/html/documents.htm](http://www.ram-wan.org/html/documents.htm) verfügbar.

Unter anderen behandeln viele Beiträge die Bedeutung von nationalen und transnationalen Prozessen für die Entwicklung der Ethnologie in verschiedenen Ländern und die Verbindung zwischen der Disziplin und Machtverhältnissen. Thematisiert werden beispielsweise die Bedeutung der Beziehung des Landes zum Westen für die Entwicklung der russischen Ethnologie, die Verbindung zwischen der Disziplin und der Suche nach nationaler Identität in Mexiko oder die Bildung einer ethnologischen Gemeinschaft im postkolonialen Afrika.<sup>1</sup> Durch solche Beispiele zeigen die Autoren auf anschauliche Weise, wie sich vielfältige Ethnologien mit methodologischen, epistemologischen und theoretischen Besonderheiten weltweit entwickelten. Gleichzeitig werden die internationale Verbreitung der Ethnologie und verschiedene Aspekte der Bildung einer transnationalen kooperativen ethnologischen Gemeinschaft aus verschiedenen Perspektiven kritisch behandelt. Das Werk bietet somit sehr gute Anregungen für eine Debatte über neue Formen von akademischem Austausch an. ▶

<sup>1</sup> Beiträge jeweils von Nikolai Vakhtin, Esteban Krotz und Paul Nchoji Nkwi.



## Inhalt „World Anthropologies“

## Preface and Acknowledgements

- Introduction: World Anthropologies – Disciplinary Transformations within Systems of Power  
GUSTAVO LINS RIBEIRO AND ARTURO ESCOBAR

## Part I: Transnationalism and State Power

- Reshaping Anthropology:  
A View from Japan | SHINJI YAMASHITA
- Transformations in Siberian Anthropology:  
An Insider's Perspective | NIKOLAI VAKHTIN
- In Search of Anthropology in China: A Discipline Caught in the Web of Nation Building Agenda, Socialist Capitalism, and Globalization | JOSEPHINE SMART
- Mexican Anthropology's Ongoing Search For Identity  
ESTEBAN KROTZ

## Part II: Power and Hegemony in World Anthropologies

- How many 'centers' and 'peripheries' in anthropology?  
A critical view on France | EDUARDO ARCHETTI
- The Production of Knowledge and the Production of Hegemony: Anthropological Theory and Political Struggles in Spain | SUSANA NAROTSKY

- Anthropology in a Post-Colonial Africa: the Survival Debate | PAUL NCHOJI NKWI

## Part III: Epistemological, Sociological and Disciplinary Predicaments

- Generating Non-Trivial Knowledge in Awkward Situations: Anthropology in the UK | EEVA BERGLUND
- The Production of Other Knowledges and its Tensions: From Andeanist Anthropology to Interculturalidad?  
MARISOL DE LA CADENA
- A Time and Place Beyond and of the Center: Australian Anthropologies on the Process of Becoming.  
SANDY TOUSSAINT
- Official Hegemony and Contesting Pluralisms  
SHIV VISVANATHAN

## Part IV: From Anthropology today to World Anthropologies

- The Pictographics of Tristesse: An Anthropology of Nation-Building in the Tropics and its Aftermath  
OTÁVIO VELHO
- „World Anthropologies:“ Questions | JOHANNES FABIAN ■

# Elf Schwarze müsst ihr sein ...

## Deutschland ein Fußballmärchen – eine Rezension

Text: Shannen Özdemir

• **Wunderschön ist es, wenn der Schnee langsam und sachte fällt. Wenn große Flocken leicht und unbeschwert langsam in der kalten Luft tänzeln und man sieht inmitten von diesem wilden Schneegestöber ein Dutzend Männer sich fast so leicht und schwerelos bewegen wie die Flocken. Wenn die Männer ihre Schultern einziehen und die Arme weit schweifend kreisen lassen, wie im Fluge.**

Der Dokumentarfilm „Elf Schwarze müsst ihr sein ...“ von Harald Rumpf erzählt und beschreibt die Geschichte einer Fußballmannschaft im Süden Münchens, die 2002 von afrikanischen Asylanten gegründet wurde und seit ihrem Bestehen eine vorbildliche Erfolgsbilanz vorzuweisen hat. Eine Mannschaft, die hauptsächlich aus Schwarzafrikanern besteht, sich

Academy Africa Sport nennt und in ihrer Freizeit dem Fußballfieber frönt. Auch heute noch haben einige der Spieler Asylantenstatus. Der Film versucht sowohl die Gruppe als Ganzes als auch die einzelnen Spieler näher zu beleuchten und einen Einblick in ihr Berufs- und Privatleben zu gewähren.

Es ist ein Film voll von Zufriedenheit und gleichzeitig voll von Sehnsucht. Voll von Zufriedenheit deshalb, weil zum Beispiel einer der Spieler über seine Arbeit bei der Müllentsorgung am Flughafen München erzählt und sagt, dass er mit seiner Arbeit zufrieden ist, dass es eine gute, stressfreie Arbeit ist und dass er, wenn er einmal eine Sache angefangen hat, nicht einfach aufhört. ▶

Aus dem Film spricht aber auch tiefe Sehnsucht. Sehnsucht nach Sonne, Wärme, nach Freiheit und Familie, Sehnsucht nach dem Ball (auch der Manager des Vereins bemerkt einmal während eines Spiels: „Die spielen so ballverliebt!“) und dem Spielfeld, Sehnsucht nach dem Ballabtausch sowie nach der Ballführung. Und plötzlich verfallen die Spieler in einen Rausch, wenn der Ball direkt vor den Füßen liegt und wie in Trance, akrobatisch und blitzschnell geführt werden will. Das hier ist eine ganz andere Sprache, in der der Ball zu jedem einzelnen und jeder einzelne zu ihm spricht, und durch den Fußball beherrschen alle eine Sprache.

Denn das ist nicht immer der Fall. So sehr auch die Gruppe auf den ersten Blick als eine Einheit und Gemeinschaft erscheinen mag, so unterschiedlich sind die ethnischen, religiösen, sozialen und eben auch sprachlichen Hintergründe. Auf der Suche nach einem gemeinsamen Nenner, dient Deutsch (gefolgt von Englisch) als gemeinsame Sprache. Es ist eine bunte Truppe, die sich da im Academy Africa Sport zusammenfindet, der „Fußballschule“, wie der Trainer eingangs bemerkt. Es treffen unterschiedliche Nationalitäten wie Angolaner, Ghanaer, Nigerianer, Kongoleesen, Äthiopier und Südafrikaner aufeinander. Gemeinsam ist vielen Spielern aber auch das Asylantendasein, welches sich häufig in Asylantenheimen auf engstem Raum abspielt. Gemein ist die Angst vor dem nächsten Behördengang, vor einer Verlegung in ein anderes Asylantenheim, womit beispielsweise John während dem Film konfrontiert wird und die schmerzliche Konsequenz für ihn bedeutet der Abschied von Academy und der neu gefundenen Familie in der Ferne. Angst aber auch vor einer möglichen Abschiebung ins Herkunftsland, das man zu verlassen so unterschiedliche Gründe haben kann, aber einer der wichtigsten Gründe ist, nicht im Gefängnis zu landen, denn: „Wenn du bei uns im Gefängnis bist, bist du in der Hölle!“

Sichtbar werden die Unterschiede in der Kultur, als beispielsweise Mohammed, der in einem Restaurant arbeitet, zugibt, dass er zwar tagtäglich mit Schweinefleisch in Berührung kommt, jedoch kein Schweinefleisch zu sich nimmt, weil er, wie im Interview sehr dezent und fachkundig herausgearbeitet wird, „Mohammedaner“ (dieser Begriff ist fehl am Platz; es handelt sich um einen Moslem) ist. Auch Oskar aus Nigeria kann sich mit der Esskultur der Deutschen nicht anfreunden. Afrikanisches Essen ist seiner Meinung nach ursprünglich und kräftigend. Die Deutschen hingegen liebten Schwein über alles.

Unterschiede sehen die Fußballer aus Afrika in beispielsweise hoch gerühmten deutschen Eigenschaften wie Pünktlichkeit und Disziplin. Man möchte sich selbst ebenfalls ein wenig mehr Disziplin auferlegen. Auch fußballtechnisch sehen sich die Spieler anders. So sagt Oli einmal: „Die Deutschen geben den Ball immer so schnell ab. Wir dribbeln immer gerne ein bisschen!“



Parallelen sind daneben durchaus vorzufinden. Ein schlechter Spieltag wird mit dem Ausruf kommentiert: „Ihr spielt wie Mädchen! Selbst die deutsche Frauennationalmannschaft spielt besser!“ Oder, dass es beispielsweise fürchterlich sein kann, wenn die eigene Freundin überhaupt nicht fußballinteressiert ist. Dann müsse über kurz oder lang die Entscheidung fallen – Frau oder Fußball.

Ähnlichkeiten sind leider auch dann zu sehen, wenn Oskar aufgebracht bemerkt, dass Weiße in Nigeria bevorzugt behandelt werden, dass man hier in Deutschland jedoch Afrikanern nicht zwei Prozent dieses Respekts zollt.

Das sind schwierige Momente für ein betrachtendes Beschreiben. Da hegen sich starke Gefühle.

Schwierig ist es auch den Gesichtern der Protagonisten Namen zuzuordnen. Natürlich darf der dokumentarische Charakter nicht außer Acht gelassen werden, dennoch sorgt dies manchmal für ärgerliche Momente.

Und trotzdem schafft die fehlende Kenntnis der Namen (gewollt oder ungewollt) auch wieder eine gewisse Anonymität, ein Gefühl davon, soviel hinter sich gelassen und somit ein Stück weit verloren zu haben und auch verloren zu sein. Denn das ist gerade das Groteske an der ganzen Geschichte, dass die Protagonisten durch ihre Phänotypen immer auffallen und trotzdem der unsichtbare Schwarze bleiben, wie ein eindrucksvolles Beispiel von Oskar beschreibt, als dieser sagt, dass ein freier Sitz neben ihm in der U-Bahn frei bleibt. Um dies anschaulich zu machen, benutzt er eine Werbebroschüre einer besonders bekannten Firma, die mit dem Slogan „Geiz ist Geil“ wirbt und zeichnet neben einer übergroßen Preisziffer die Situation auf. Damit wenigstens nicht auch diese unsichtbar bleibt.

Und genau dagegen muss man ankämpfen, man muss dagegen kämpfen unsichtbar zu sein und zu bleiben, man muss gegen diese schwere Anonymität kämpfen. Da wird das Fußballfeld zur Spiegelfläche: wer bin ich, was will ich, was kann ich? ■

„Elf Schwarze müsst ihr sein ...“

Dokumentarfilm 92 Min., Deutschland 2006

Regie und Kamera: Harald Rumpf, Musik: Wolfgang Netzer, Produzentin: Susanne Petz, eine Eikon Süd GmbH Produktion, ein Beitrag zum Dokumentarfilmfest 2006 München

# „Normal“ in München?

## Was ist „Normal“?

Text: Alexander Grunert

• Ist „Normal“ vielleicht einfach nur ein bedeutungsleeres Wort? Wie steht es mit dem Gegenteil: „Un-normal“? Wo ist die Grenze zwischen diesen beiden Begriffen und wer definiert sie?

Um diese Fragen beantworten zu können, muss man wohl erst einen Schritt zurücktreten. Spontan ist es schwer, zwischen diesen beiden Wörtern, vor allem zwischen deren angenommenem Inhalt, zu unterscheiden. Und trotzdem haben wir, jeder für sich eine Erwartung, eine Art von Glauben, vielleicht sogar eine Überzeugung dazu entwickelt, was wir als „normal“, „üblich“, gewöhnlich oder „richtig“ empfinden. Doch woher kommt das?

Diese Frage haben sich schon viele namhafte Wissenschaftler gestellt. Ob man nun die Arbeiten Durkheims, Webers, Leachs, Luckmanns oder vieler anderer betrachtet, fest steht für alle, dass

es sich dabei um ein soziales Phänomen handelt. Luckmann glaubt z.B., vereinfacht gesagt, dass wir, indem wir anderen Menschen gegenüber treten und mit ihnen kommunizieren, uns intersubjektiver Deutungsschemata bedienen. Mit Deutungsschemata meint er Kommunikations- und Interpretationsstrukturen, die sich im Kontakt zu unseren Mitmenschen entwickelten, die wir erlernt haben und weiterentwickeln. Ohne solche Muster hätten wir keine Chance unser Gegenüber zu verstehen. Es ist sinnlos zu sagen, ich fühle mich „depressiv“, wenn dieses Wort beim Gegenüber keine Bedeutung hat. Es geht um die Art und Weise wie wir über unsere Erfahrungen mit anderen kommunizieren, wie diese Kommunikation wieder auf uns Individuen zurückwirkt, und wie dabei unser persönliches, aber auch soziales Weltbild generiert wird. Diese Deutungsschemata

haben meist schon vor unserer Geburt existiert. Wir werden in sie hineingeboren, entwickeln mit und in ihnen unser Wissen über die Welt und spinnen es innerhalb dieses Rahmens weiter.

Im „face-to-face Kontakt mit anderen wird diesen Schemata Dauerhaftigkeit und Außenstabilität verliehen, unser Wissen wird im Austausch mit unserer Bezugsgruppe „objektiviert“ und es bildet sich ein Empfinden für das heraus, was für uns als „normal“ oder „unnormale“ gilt.

Denkt man diesen Gedanken weiter, so könnte man zu der Annahme kommen, dass all unser Wissen, unsere Meinung über die Welt, in sozialen Kommunikationsprozessen konstruiert worden ist. Nichts von dem, was wir als „normal“, „richtig“ oder „falsch“ empfinden, besitzt eine naturgegebene Legitimation, sondern entsteht erst im Miteinander, ▶

im Konstruieren gemeinsamer Wirklichkeiten. Je nach dem, welcher Deutungsschemata sich die Kultur bedient, in welche wir hineingeboren wurden, werden auch wir als Individuen „Normalität“ auf ganz bestimmte Weise interpretieren.

Der Philosoph und Historiker Michel Foucault befasst sich noch mit einer weiteren Frage: Gibt es im Dialog über das, was wir als unsere Wirklichkeit definieren, bestimmte Machtstrukturen, bzw. wer nimmt an diesem Diskurs über das, was als „normal“ zu gelten hat teil, und wie hat sich diese Ansicht in der jeweiligen Geschichte eines Volkes entwickelt? Wir wissen, dass sich das Empfinden von Normalität von Volk zu Volk und von Gruppe zu Gruppe stark unterscheiden kann. Beispielsweise wird bei uns der Genuss von fermentiertem Traubensaft als völlig normal eingestuft, während dies bei anderen Kulturen als Tabu gilt. Um

diese Unterschiede zu erkennen, müssen wir manchmal gar nicht so weit gehen – ja, wir brauchen noch nicht einmal unsere eigene Stadt zu verlassen. Gehen wir mit offenen Augen durch München, werden wir schnell (wie in jeder Stadt) feststellen, wie unterschiedlich das Empfinden von „Normal“ sein kann. Befragt man z.B. die Polizei, Punks, Neonazis, eine deutsche Hausfrau oder Emigranten zu ein und derselben Sache, so wird klar, wie stark die Meinungen auseinander gehen können.

Unsere Redaktion von „Normal“ in München möchte gerade diese fragwürdigen „Normalitäten“ beleuchten. Indem wir unterschiedlichen Gruppen Münchens die Möglichkeit geben, sich und ihre Auffassung von Wirklichkeit selbst darzustellen, hinterfragen wir das Selbstverständnis unserer Münchner Mitmenschen. Denn München ist nicht

nur die Stadt der Biere, der Weißwürste und blauweißen Rautenmuster, sondern auch eine Stadt mit Emigranten aus aller Welt. Es ist die Stadt, die auch für einen behinderten obdachlosen emigrierten Punk Lebensraum bietet. Die Frage ist, wie Münchens Bürger mit diesen augenscheinlich „unnormalen“ Mitbürgern umgehen und wie sie hier empfunden werden. Im Gegensatz dazu drängt sich die Frage auf, was es bedeutet, ein „normaler“ Bürger Münchens zu sein? Gibt es so etwas überhaupt? ■

**Mitgewirkt haben:** Sophia Al-Saroori, Alexander Grunert, Lisa Riedner und Lea Tesfaye.

Vielen Dank an Mara für die fleißige Korrekturarbeit.

## Was sagen denn die Nachbarn?

„Das ist so ein studentisches Leben gemischt mit den Behinderten. Ich hab letztens erst gesehen, dass sie auch dabei sind, wenn so afrikanische Tänze im Garten gemacht werden.“

„Es ist so, da wohnt ne ganze Reihe netter Menschen drinnen, die betreut werden.“

„Das ist eine bunte Mischung von Leuten, allein schon die Behinderten die ich getroffen habe, sind sehr verschieden.“

„Eigentlich gibt es nicht viel zu erzählen von dem Haus, die Behinderten sind alle total nett, man kann gegen die überhaupt nichts sagen, sie sind ganz normal wie wir auch.“

„Die wohnen hier in unserer Straße und gehören genauso dazu, wie jeder andere auch.“

„Die sind ja schon seit zig Jahren hier. Am Anfang war natürlich jeder skeptisch und hat sich gefragt: Wie sind die, was sind das für Leute, sind das Aggressive...?“

„Die waren dann einfach da, so als ob sie schon immer hier gewesen wären.“

„Die Idee von dem Projekt kenne ich überhaupt nicht.“

„Ich find die Idee super, kann mir gut vorstellen, dass das funktioniert.“

„Als der Elmar gesehen hat, dass ich schwanger bin, meinte er nur: Ui ui ui ui ui!“

„Ich hab das Gefühl, das ist so deren Leben, aber man selbst lebt das eigene.“

„Der Unterschied zu normalen Nachbarn sind die spontaneren Reaktionen, die man von den Behinderten bekommt.“

„Einmal im Jahr machen sie dieses Sommerfest im Garten und laden die ganze Nachbarschaft ein.“

„Es hat sich einiges verändert durch das Haus und das tut der Straße hier ganz gut, es ist auf alle Fälle ne erfrischende Farbe.“

„Man schwätzt a bisl miteinander, sie sind an sich aber kurz angebunden.“

„Die machen ab und zu mal Musik, das kommt vor, aber ansonsten fallen sie ja kaum auf.“

„Man lebt nebeneinander, man respektiert sich und wenn was ist, dann redet man miteinander.“

„Es gibt nichts Besseres für Menschen die Hilfe brauchen, dort zu wohnen wo ihnen auch geholfen wird.“

„Wir haben nicht soviel Kontakt, nur immer so mal zwischendurch, obwohl wir praktisch Zaunachbarn sind“

„Man kennt fast jeden und grüßt sich auch ganz normal.“

„Soviel Bezug hab ich nicht zu dem Haus, man kriegt halt mal ein Feuerwerk mit, wenn eins bei den Gartenfesten ist.“

„Ich kenn nur eine Frau von den Bewohnern, die ist immer so grummelig, unwirsch und genervt.“

„Silvester waren sie bei uns und wir haben ein kleines Bierchen zusammen getrunken.“

„Als wir vor anderthalb hierher zogen und ich erfahren hab, dass hier auch ein Haus mit behinderten Bewohnern ist, fand ich das klasse, weil ich schon befürchtet hatte, dass das ne Straße mit lauter alten oder sehr bürgerlichen Leuten ist. Aber als ich dann die Rikscha, den VW-Bus und die Behinderten gesehen hab, dachte ich: aha hier ist auch noch ein interessantes Projekt!“



## Wer Morgens zerknittert aufsteht ...

Text: Alexander Grunert

• „**Neiin Moni, nicht den Kaffee!**“ Doch zu spät. Rudi steht mit rotem Kopf daneben, beißt sich in den Finger und stampft auf den Boden. Nun wird sie wohl den ganzen Tag unter Bauchschmerzen leiden. Als ob er schon seit Stunden wach ist, zwitschert Peter: „Na, Alex, verschlafen oder?“. Wenig später kommt Elmar herunter. Draußen scheint die Sonne. Es soll über 25 Grad werden. „Reichen der dicke Pullover und die zwei Jacken, Alex?“

Es ist sechs Uhr morgens. Ein ganz „normaler“ Tag beginnt. Ich habe Dienst. Dienst zu haben bedeutet: aufstehen, wach werden und dafür Sorge zu tragen, dass das alltägliche Chaos nicht eskaliert.

Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal in einer solchen WG landen würde. Im Grunde begann die Geschichte ganz harmlos auf einer Party. Ich kannte dieses Haus vorher nur vom Hörensagen und hatte bis dahin überhaupt keine adäquate Vorstellung davon, was es heißt, mit behinderten Menschen dauerhaft unter einem Dach zu wohnen. Früher assoziierte ich damit immer so eine Art Dauerjob, ein Leben mit ständiger Verantwortung für andere, etwas, dass man eigentlich nur leben kann, wenn man unter einem stark ausgeprägten Helfersyndrom leidet. Ich hätte nie gedacht, dass es auch ganz andersrum sein kann, dass es vielmehr ein gegenseitiges Geben und Nehmen ist.

Schon nach der kurzen Zeit, die ich hier wohne, habe ich das Gefühl, ewig hier zu sein. Als man mich das erste Mal der Gruppe vorgestellt hat, fragte Ulli die „Langzeitbewohner“, ob sie mich als

neuen Mitbewohner haben wollen. Die Antwort von Rudi war die gleiche, die er fast, egal auf welche Frage, gibt: „ja, jaa“. Die musikalische Moni ließ ihr standardmäßiges Summen verlauten und der kleine selbstbewusste Elmar fragte mich, ob ich denn Kickern könne. Ein Lächeln breitete sich über mein Gesicht aus, denn ich wusste, dass ich hier richtig war. Nicht nur, weil ich gerne kickere, sondern weil die Leute mir so unkompliziert, direkt und lustig erschienen. Eigenschaften, die sich bisher immer wieder bestätigt haben. Ich wurde von Anfang an, sowohl von den Studenten als auch den „Langzeitbewohnern“, sehr herzlich aufgenommen. Es ist ein einfacher, direkter und relativ unkomplizierter Umgang, der sich auch in der angenehmen Atmosphäre dieses Hauses niederschlägt.

Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich es hier mit lauter Kindern zu tun habe, was aber angesichts der Tatsache, dass „unser Jüngster“ nun auch schon vierzig ist, einfach nicht haltbar ist. Trotzdem, als erwachsen würde ich die Leute hier auch nicht unbedingt bezeichnen. Wir versuchen hier gemeinsam unseren Alltag zu meistern, und ich glaube das machen wir auch ganz gut.

Als Student ist man hier in einer sehr eigenartigen Position. Einerseits hat man nicht die Autorität, die wahrscheinlich einem Sozialpädagogen zugesprochen würde, denn uns fehlt ja vor allem der theoretische Hintergrund zu den verschiedenen Behinderungen, andererseits sind wir aber auch verantwortlich dafür, dass das WG-Leben läuft. Oft

herrschen zwischen den „Langzeitbewohnern“ Kommunikationsprobleme und sie treten sich dann manchmal recht verständnislos gegenüber. In solchen Fällen übernehmen wir sozusagen die Schlichterrolle. Moni würde, gäbe es keinen, der sie davon abhielte, innerhalb eines Tages unsere kompletten Vorräte von zwei Wochen vertilgen, genauso wie Elmar vom rechtzeitigen ins Bett gehen oft nichts wissen will, was seinem Arbeitgeber wohl am meisten missfällt.

Bei solchen Situationen wird einem dann schon mal eine zwiespältige Rolle zuteil, und man befindet sich auf einer Gratwanderung zwischen Bevormundung und Fürsorge. Abgesehen von einkaufen, kochen und Medikamentenverteilung, ist die Rolle der nicht behinderten Mitbewohner nicht klar definiert, was für den einen ein Problem darstellen kann, für den anderen aber auch einfach eine Herausforderung ist. Ich persönlich verlange von meinen Mitbewohnern nicht mehr oder weniger Rücksicht, als ich dies auch in jeder anderen WG verlangen würde, natürlich immer im Hinblick auf deren Fähigkeiten. Manchmal habe ich auch ein Problem damit, meine Mitbewohner als „behindert“ zu bezeichnen, da deren Behinderung für unser Miteinander meist kaum eine Rolle spielt. Jeder ist einzigartig, jeder hat seinen individuellen Charakter und lässt man deren Einschränkungen einmal außer Acht, ist es auch viel leichter möglich, sie als „normale“ Menschen, ja vielleicht sogar als Freunde, zu betrachten. ■

# Unnormal ist anders

Interview: Sophia Al-Saroori, Alexander Grunert, Lisa Riedner und Lea Tesfaye

• Uli Tepetz ist seit sechs Jahren Leiter eines Hauses, das 1989 in München Neuhausen zur Integration von geistig behinderten Menschen eröffnet wurde. Die Idee dazu hatten Personen, die selbst im Bereich der Behindertenarbeit tätig waren. Der Auslöser war wohl die Tatsache, dass einige dieser sozial Tätigen selbst in ihrem familiären Umfeld mit Behinderungen konfrontiert waren und sich Gedanken um die Zukunft ihrer Verwandten gemacht haben. Deshalb fragten sie sich auch, wo ihre Verwandten einmal leben sollten, wenn dies bei der Familie eventuell mal nicht mehr möglich sein sollte. Schon acht Jahre bevor dieses Konzept in die Tat umgesetzt wurde, gelangten sie

zu der Ansicht, dass das, was im eingeschränkten Rahmen einer zeitlich begrenzten Freizeitbegleitung möglich war, genauso auch auf langfristiger Weise funktionieren könnte. Die Idee war, ein Haus zu eröffnen, in dem wohnungssuchende junge Menschen mit geistig behinderten Menschen zusammenleben und ihren Alltag gemeinsam gestalten. Die lange Zeit bis zur Durchsetzung des Projekts lässt vermuten, dass diese engagierten Leute mit vielen Problemen zu kämpfen hatten. Es musste ein Kostenträger, ein Haus und natürlich auch Familien gefunden werden, die Vertrauen in dieses Konzept hatten. Uli Tepetz erklärte uns die Hintergründe.



„Ich bin, denke ich, weniger ein Sozialpädagoge für die Leute, sondern eher so eine Art Freund.“

## Warum leben hier eigentlich hauptsächlich Studenten?

Das hier ist einfach nicht zu machen, wenn man sonst noch einen Job hat. Wobei wir nie so gezielt nach Studenten gesucht haben. So ist das auch nicht Konzeptionell verankert, denn es geht einfach darum, Leute zu suchen, die Wohnraum brauchen und nebenher was Soziales machen wollen. Dabei hat man eigentlich immer nur von jungen Leuten gesprochen. Als das Haus eröffnet wurde, kamen die ersten nichtbehinderten Mitbewohner aus der Freizeitclubarbeit. Diese „Tradition“ hielt einige Jahre an, doch heute kommt niemand mehr aus diesem Bereich. Heute suchen und finden wir quer durch die Fachschaften der Münchener Unis unsere nichtbehinderten Bewohner/innen. Dabei spielt die Erfahrung mit behinderten Menschen bei der Suche nach geeigneten Leuten, nur eine untergeordnete Rolle.

## Was sind dann die Kriterien für nicht-behinderte Menschen hier leben zu dürfen?

Wir haben natürlich eine gewisse Erwartungshaltung. Wir verlangen Zuverlässigkeit, Engagement und wir brauchen Leute, die in bestimmten Situationen für unsere behinderten Bewohner mitdenken, und zwar da, wo diese überfordert sind. Wir erwarten ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen, weil der oder diejenige zwar unterstützen, aber nicht bevormunden soll.

Und für Behinderte?

## Und für Behinderte?

In unserem Konzept ist ein Platz für eine Person vorgesehen, die einen größeren Pflege- bzw. Unterstützungsbedarf hat. Die übrigen vier Leute mit Behinderung sollten allerdings relativ selbstständig sein, weil die Studenten/innen ansonsten eventuell doch überfordert sein könnten. Z. B. wäre die WG mit einem Menschen, der außergewöhnliche psychische Auffälligkeiten zeigt, wohl überfordert.

## Bekommen die „Studenten“ eine Art Einführung bevor sie hier einziehen?

Selbstverständlich erhält jeder Neue einen Einblick in die wichtigsten Angelegenheiten der WG und deren Bewohner. Aber ich achte auch darauf, dass ich nicht zu viel persönliche Dinge der behinderten Bewohner preisgebe, damit sich jeder

sein eigenes Bild machen kann. Sicher ist es wichtig, die Themen Epilepsie, Autismus, Down-Syndrom, Entwicklungsstörung anzureißen. Entscheidend für den Umgang mit unseren Bewohnern soll aber nicht ihr Krankheitsbild sein, sondern im Vordergrund soll der Mensch und seine Persönlichkeit stehen. Ich halte es nicht für notwendig, den neuen Mitbewohnern ein „medizinisches“ Bild von den behinderten Mitbewohnern zu geben. Obwohl die Kenntnis von Behinderungsarten sehr wichtig ist, besonders beim Autismus, der ja sehr facettenreich ist, war das medizinische Bild für mich nie so wichtig. Ich hab immer versucht den Menschen so zu sehen, wie er ist. Nicht als Patienten, nicht als jemanden, der krank ist, sondern als jemanden, der hier und da meine Unterstützung benötigt und ansonsten ein sehr eigenständiges Leben führt.

## Siehst du dabei auch irgendwelche Gefahren, wenn in bestimmten Situationen dieses Wissen fehlt?

Das glaube ich nicht, denn über die wichtigsten Sachen werden sie natürlich aufgeklärt. Z.B. über medizinische Not-

wendigkeiten, wie die Verabreichung von Medikamenten, oder das richtige Verhalten bei einem epileptischen Anfall und ähnliches.

## Willst du damit so eine Art Normalität aufkommen lassen?

Ja, Peter bekommt so einen Anfall vielleicht drei mal im Jahr und ansonsten ist er einfach er. Im Normalfall spielt seine Epilepsie überhaupt keine Rolle – mal abgesehen von der Handvoll Tabletten, die er jeden Tag einnehmen muss, worauf wir natürlich achten müssen.

## Steckt hinter dem Konzept der gegenseitigen Hilfe auch noch ein weiteres Anliegen, etwas das sich bei dem Menschen selbst verändern soll, etwas also, das bei den Bewohnern auch nachhaltig weiterwirken sollte?

Ja. Dieser integrative Ansatz sollte zeigen, dass es eben möglich ist, dass Behinderte und Nichtbehinderte zusammen unter einem Dach wohnen können. Ich halte es für sehr wichtig, dass behinderte Menschen nicht immer in Sondereinrichtungen abgeschoben werden. Unserer Leistungsgesellschaft muss auch einmal gezeigt werden, dass eben nicht

nur Leistung zählt. Es geht darum, dass Behinderung sichtbar gemacht wird und etwas „Normales“ sein sollte.

## Hat sich denn das Projekt so entwickelt, wie es geplant war?

Unterm Strich war es auf jeden Fall positiv. Es ist vieles einfach so wie geplant eingetreten und hat funktioniert. Die Studenten haben im Schnitt drei Jahre hier gewohnt, einige sogar sechs. Aber es gab auch mal zwei Leute, die nach kurzer Zeit wieder auszogen sind, weil sie selbst gemerkt haben, dass das nichts für sie ist. Genauso auch andersrum, als nämlich auch wir mal sagen mussten, dass die Vorstellungen vom Zusammenleben einfach viel zu verschieden waren. Den meisten jedoch ging es gut. Problematisch wird es hingegen mit der immer weiter auseinanderklappenden Altersschere, da ja die Behinderten immer älter werden, während aber die Studenten meist ihren Altersdurchschnitt beibehalten. Dabei werden die Bewohner mit Behinderung immer bequemer und die Interessen gehen weiter auseinander. Zu Beginn des Projekts war das anders, da waren sie noch fast alle gleich alt.

## Was ist den die Aufgabe von so einem Leiter wie dir?

Da ist zum einen der verwaltungsmäßige Anteil, wobei eben die finanziellen Dinge geregelt werden müssen, wie z.B. Taschengeld, Überweisungen usw., was einfach laufen muss. Auch der Kontakt zu den gesetzlichen Betreuern muss gepflegt werden, weil die ja im Grunde das Sagen haben. Im Gesamten geht es einfach darum, dass die Gruppe funktioniert und dass sich alle wohl fühlen. Ich setze mich hauptsächlich für die Interessen der Behinderten ein, weil sie sich einfach in vielen Dingen nicht so äußern können. Dabei versuche ich so eine Art Fürsprecher zu sein, wobei natürlich auch die Studenten nicht zu kurz kommen dürfen. Da bin ich dann der Stressberater.

## Gab es denn, bei aller Zurückhaltung, auch mal Schwierigkeiten?

Natürlich gibt es das. Beim Thema Ordnung zum Beispiel. Hier stoße ich schon teilweise an meine Grenzen. Einerseits habe ich zwar immer versucht, die Wohnweise im Haus nach außen hin zu verteidigen, aber auf der anderen Seite ▶

bekomme ich auch immer den Druck ab. Wenn z.B. irgendwelche Vorgesetzten hier auftauchen und das Haus gerade chaotisch aussieht, dann werde ich dafür verantwortlich gemacht und das ist aber so ein Punkt, bei dem ich mich in Zukunft einfach ein bisschen vor schützen will. Einen gewissen Standard muss man hier einfach wahren. Der Gradmesser ist für mich einfach die Zufriedenheit der Leute. Ich rede einfach sehr viel mit den Behinderten und habe zu ihnen einen sehr guten Kontakt. Es herrscht zwischen mir und ihnen ein gutes Vertrauensverhältnis. Ich weiß, oder glaube zu wissen, was ihnen gut tut. Und so lange ich das Gefühl habe, den behinderten Mitbewohnern geht es gut, werde ich hier nicht groß eingreifen.

#### Wie glaubst du denn, dass die Behinderten dich sehen? Eher als einen Supervisor, als Freund oder als so ne Art Autorität?

Ich glaube schon, dass ich für einige eine Autorität bin. Ich will das jetzt mal am Elmar festmachen. Beim Elmar gibt es manchmal autoritäre Probleme. Manchmal braucht er eben mal so richtigen Anpfiff oder ich muss mal laut werden. In dieser Hinsicht habe ich es einfacher als der Student oder die Studentin, die hier wohnt. Ich bin aber, denke ich, weniger ein Sozialpädagoge für die Leute, sondern eher so eine Art Freund.

#### Ist das auch die Rolle, in der du dich selber siehst?

Ja, ich glaube schon. Ich bin hier Fachkraft. Mir geht es vor allem um den Punkt, dass es den Leuten, die hier wohnen, gut geht. Dieses Leben hier soll einfach so eine gewisse Normalität haben. Und da will ich einfach nicht intervenieren. Wir haben auch unsere Teamsitzungen, die müssen einfach auch sein, um einige Sachen zu besprechen oder um einfach mal auch Probleme, die man in der Auseinandersetzung mit den behin-

deten Menschen hat, zu erzählen. Das ist zwar notwendig, nimmt aber nimmt nur einen kleinen Teil der Zeit hier ein.

#### Gibt es von Dir aus ein Interesse, die Bewohner mit Behinderung weiter- bzw. fortzubilden oder sie auf andere Art und Weise zu fördern?

Das ist ein ganz schwieriges Thema. Ich orientiere mich in dieser Angelegenheit an der jeweiligen Person ... Der Eine mag sich weiterbilden, der Andere hat keine Lust dazu. Wenn ich das Bedürfnis bei einem unserer Bewohner entdecke bzw. wecke, dann bekommt er auch von mir die Unterstützung dieses Bedürfnis zu befriedigen.

Es gibt ein Beispiel, was Weiterbildung oder Erwachsenenbildung angeht: Moni ist einmal für ein Jahr aus ihrer Werkstatt raus, weil es da so ein Angebot vom heilpädagogischen Zentrum gab. In diesem Jahr gab es eine Fortbildung im lebenspraktischen Bereich. Dort lernen die Leute, sich im Wohnbereich zu versorgen, Theaterspielen, Gärtnern usw. Die Monika wollte das. Ich hätte das aber auch ganz toll beim Peter oder beim Elmar gefunden, doch die wollten lieber in ihrer Werkstatt bleiben. Da finde ich dann, dass die Leute auch das Recht haben, dies nicht zu tun. Es ist nicht so, dass ich hier jetzt als Pädagoge sage, „hier, ihr könnt da was lernen und deshalb geht ihr da jetzt gefälligst hin“, sondern das ist ihre Entscheidung. Sie wollten da nicht hin und gut. Monika kann sich natürlich nicht so äußern. Aber ich hatte das Gefühl, dass das bei Monika kein Problem war und hatte auch den Eindruck, dass sie das weiter bringt. Das mit der individuellen Förderung ist auch eine Gratwanderung. Zur Zeit gibt es z.B. eine Auseinandersetzung mit einer Krankenkasse über die Zahlung einer Unterstützung, weil sie der Meinung ist, dass die betreffende behinderte Person so selbstständig geworden ist, dass diese Unterstützung nicht mehr nötig sei.

**Hat sie es dann auch weiter gebracht?**  
Ja, sie ist nochmal selbstständiger geworden.

#### Inwieweit können die Studenten bei den Behinderten etwas fördern?

Ich würde das gar nicht so unter dem Gesichtspunkt der Förderung sehen, sondern unter dem Gesichtspunkt der gemeinsamen Freizeitgestaltung. Förderung kann ja auch sein, doch würde ich dies eher hinten anhängen.

#### Wie war das denn für dich am Anfang, als du selbst noch keine Erfahrungen mit der WG hattest?

Ich hatte den Vorteil, dass hier, als ich angefangen habe, sehr fitte Studenten waren, die auch sehr gut aufeinander eingespielt waren und mich eingewiesen haben. Man muss sich hier auch als Pädagoge an die Gruppe in gewissem Maße anpassen und darf hier keinen Stil durchdrücken, der nicht akzeptiert wird. Sowas gab es auch schon mal mit einer Vorgängerin von mir, die dann auch nach kurzer Zeit wieder gehen musste. Ich denke, sie hatte bestimmt, pädagogisch gesehen, gute Gedanken, doch hat sie dabei ein bisschen an der Gruppe vorbeigedacht. Das ist halt einfach eine Wohneinrichtung für Behinderte und Nichtbehinderte, in der die Studenten nicht als Pädagogen tätig sind. Es ist ein Haus, in dem die Leute einfach Bewohner und Freunde sind. Ich glaube, sie hatte einfach zu hohe pädagogische Ansprüche. Als ich gekommen bin, habe ich gemerkt, dass ich akzeptiert war und ich fand was die Leute hier machten, gut war. Den Behinderten ging's gut und ich musste mich gar nicht groß einmischen. Ich hab deshalb eher versucht, mich im Hintergrund zu halten. Zwar habe ich den einen oder anderen Faden gezogen, doch wollte ich die Leute hier einfach leben zu lassen. Und das funktioniert. ■

## Geschwister und ihre Behinderten

Text: Sophia Al-Saroori

• Für Personen, die nicht unmittelbar im Kontakt zu behinderten Menschen stehen, ist es einfach, diese aus ihrem Leben auszublenden. Nicht so jedoch für Familienangehörige und insbesondere für die Geschwister dieser Menschen. Im Gegensatz zu Eltern, die noch ein „normales“ Leben vor der Geburt der behinderten Kinder hatten, sind es die Geschwister, die gewöhnlich am längsten, oft von frühester Kindheit an, mit ihnen konfrontiert sind. Sie führen nicht selten ein ebenso „unnormales“ Leben, wie es die Behinderten selbst tun. So müssen sie beispielsweise, im Vergleich zu „normalen“ Kindern, viel mehr Verzichtleistungen zu Gunsten ihrer behinderten Geschwister erbringen. Oft fühlen sie sich vernachlässigt oder gar weniger geliebt als das behinderte Kind. Das hängt meist damit zusammen, dass dieses Kind aufgrund seiner größeren Unselbstständigkeit mehr Hilfe benötigt und daher vermeintlich mehr Aufmerksamkeit von Seiten der Eltern erhält. Um ihre überbeanspruchten Eltern zu entlasten, müssen gesunde Geschwister zudem auch Aufgaben und Verantwortung übernehmen, für die sie im „Normalfall“ zu jung wären. Das kann wiederum dazu führen, dass sie viel eher erwachsen werden müssen und eine weniger unbeschwertere und kürzere Kindheit genießen können, als andere Gleichaltrige. Auch das Erwachsenenleben solcher Geschwister unterscheidet sich nicht selten von dem eines unter „normalen“ Ver-



hältnissen aufgewachsenen Menschen. Was passiert z.B. nach dem Tod der Eltern? Da die Geschwister ab diesem Zeitpunkt die engsten Verwandten sind, übernehmen auch meist sie die Vormundschaft. Die Leben von behinderten und nicht behinderten Geschwistern sind deshalb oft enger miteinander verknüpft als die von gesunden Geschwistern.

Aber nicht nur familienintern, sondern auch außerhalb, haben Geschwister behinderter Menschen mit Problemen unterschiedlichster Arten zu kämpfen. So erweisen sich Urlaubsreisen oder arbeitsbedingte Wohnortwechsel, um nur zwei Beispiele zu nennen, oft als schwieriger, da hier die Einschränkungen durch die Behinderung, immer mit berücksichtigt werden müssen. Auch die gemeinsame Freizeitgestaltung verläuft weniger spontan, da längst nicht alle öffentlichen Einrichtungen behindertengerecht ausgestattet sind. Leider lässt sich in unserer Gesellschaft auch heute noch allgemein vorherrschende Unaufgeklärtheit konstatieren, die häufig mit fehlendem Interesse zusammenhängt. Da ist es wenig verwunderlich, dass es zu einer regelrechten Stigmatisierung behinderter Personen in der Öffentlichkeit kommt. Daher sehen sich Betroffene immer wieder abschätzigen Blicken, unangebrachtem Mitleid oder sogar beleidigenden Bemerkungen ihrer Mitmenschen ausgesetzt. Die jeweiligen Geschwister gehen ganz unterschiedlich mit diesem Phänomen um., sind andere oft viel weniger selbstsicher und fühlen sich sogar schon unwohl, wenn sie mit ihren behinderten Geschwistern in ▶

der Öffentlichkeit gesehen werden. Dies kann sogar bis zur völligen Verheimlichung ihrer aus der Norm fallenden Verwandten gehen. Während die einen einfach über den Dingen stehen, haben andere erst im Laufe der Zeit gelernt damit umzugehen und sich ein dickes Fell zugelegt. Wieder andere, die nicht so selbstsicher sind, fühlen sich nicht wohl dabei oder schämen sich sogar, gemeinsam mit ihren Geschwistern in der Öffentlichkeit gesehen zu werden. Im Extremfall versuchen sie sogar ihre behinderten Geschwister zu verheimlichen. Diese unterschiedlichen Verhaltensweisen hängen vor allem davon ab, wie viel Wert die Geschwister auf die Meinung und das Verhalten anderer Leute legen.

Wie auch immer die „Copingstrategien“ der Einzelnen aussehen mögen, ein großer Teil des Problems mit „Behinderung“ ist gesellschaftlich konstruiert und kulturell bedingt.

Denn in unserer leistungsorientierten Gesellschaft, in der Worte wie Karriere, finanzieller Profit und wirtschaftlicher Erfolg oft größer geschrieben werden, als solche wie Mitgefühl, Verständnis und Menschlichkeit, gelten Menschen mit Behinderung als Last.

Wenn man sich Gedanken über die Bedeutung des Begriffs „Behinderung“ macht, wird einem schnell klar, wie schwammig in dieser Hinsicht unser alltäglicher Wortgebrauch ist. Laut Brockhaus sind Behinderte: Menschen, die durch einen angeborenen oder erworbenen gesundheitlichen Schaden in der Ausübung der im entsprechenden Lebensalter üblichen Funktionen beeinträchtigt sind und/oder auch in der Wahrnehmung oder Fortsetzung ihrer sozialen Rollen, der Eingliederung in den gesamten Lebenskontext, Einschränkungen unterliegen.

Nach dieser Definition könnte man sich eigentlich fragen, wer überhaupt als „nicht behindert“ gelten darf. Wer unterliegt denn wirklich auf keinem Gebiet bestimmten Einschränkungen oder weicht nicht in gewisser Weise von der Norm ab? Das ist wohl eher eine Seltenheit. Und dennoch würden sich die meisten von uns als nicht behindert klassifizieren - Brillenträger und Raucher eingeschlossen. Eigentlich betrachten wir uns doch nur so, weil wir, jeder für sich, eine Vorstellung von einem typischen Behinderten auf der einen Seite und einem der Norm entsprechenden Menschen auf der anderen, aufgebaut haben. Wo wir aber die Grenze zwischen behindert und nicht behindert ziehen können, wissen wir dagegen meist nicht mit Sicherheit. Sind wir denn nicht alle ein wenig behindert? Natürlich lässt sich nicht

leugnen, dass manche Menschen eine schwerere Behinderung haben als andere und deshalb stärker auf Hilfe angewiesen sind, aber letztendlich ist niemand davor gefeit, selbst einmal in eine solche Lage zu kommen. Sei es durch Unfall, Krankheit oder Alter. Führen wir diesen Gedankengang konsequent zu Ende, können wir dann nicht eigentlich nur zu dem Schluss kommen, dass letztendlich alle davon profitierten, würden Behinderte mehr in das allgemeine Bewusstsein integriert und nicht als Belastung, sondern als ergänzender Teil unserer Gemeinschaft betrachtet werden? Denn dann müssten nicht nur einige wenige unmittelbar Betroffene die Defizite unserer Gesellschaft kompensieren und wir könnten unser gegenseitiges Miteinander auf positivere Art und Weise gestalten. ■

#### Quelle:

Pohlmann, Hildegard 1985: *Wir haben einen behinderten Bruder - Probleme und Erfahrungen*. In: *Geschwister geistig Behinderter; 30. Marburger Gesprächstage*. Band 6. Marburg/Lahn.



## Nach einem Experiment folgt Erfahrung

Interview: Sophia Al-Saroori, Alexander Grunert und Lisa Riedner

- Karl, Peter und Tom haben schon längere Zeit Erfahrungen in dieser Wohngruppe gesammelt. Sie erzählen von ihren Eindrücken, Problemen und dem Nutzen, den sie für sich aus diesem integrativen WG-Leben gezogen haben. Da wir nicht wollten, dass sie sich gegenseitig in ihren Aussagen beeinflussen, haben wir sie zu den einzelnen Fragen getrennt interviewt.



Peter



Tom



Karl

#### Wie lange wohnt ihr hier oder habt ihr hier gewohnt?

TOM: Ich habe hier insgesamt viereinhalb Jahre gewohnt. Vom Juli 1998 bis Januar 2003.

PETER: Ich habe nur die kurze Zeit vom Mai 2004 bis September 2004 hier gewohnt, doch war diese Zeit sehr intensiv für mich, da ich relativ viel mit den Leuten hier unternommen habe.

KARL: Ich bin vorletztes Jahr im September also 2004 hier eingezogen.

#### Gab es einen bestimmten Auslöser dafür, dass ihr hier eingezogen seid?

TOM: Ich kannte einen Bewohner schon vorher. Er erzählte mir, dass hier ein Platz frei würde und fragte mich ob ich mir vorstellen könnte, hier einzuziehen.

PETER: Ich habe eine Wohnung gesucht und bin dann eben auf das hier gestoßen. Ich hatte nicht das Ziel mit Behinderten zusammenzuleben, das war Zufall.

KARL: Ich bin über den Peter hier hergekommen. Als er in die WG gezogen ist, habe ich ihm beim Umzug geholfen und in der Zeit, in der er hier gewohnt hat, war ich auch öfter bei ihm zu Besuch. Als Peter aus Job Gründen nach Freiburg ziehen musste, dachte ich mir, da zieh ich doch gleich für ihn ein. Ich hatte da sowieso voll Lust drauf.

#### Gab es bestimmte Erwartungen beim ersten Besuch der Integrations-WG oder bestimmte Vorstellungen von den zukünftigen Mitbewohnern?

PETER: Bevor ich hier durch die Tür gegangen bin, da war ich nervös. Ich wusste nicht, was mich erwartet. Ich dachte, die Behinderten wären schwierig und würden mich schnell in peinliche Situationen bringen, denen ich nicht gewachsen bin. Auch, dass sie gesundheitliche Probleme kriegen während ich z.B. Nachtbereitschaft habe. Doch waren das eher Befürchtungen, die nicht eingetroffen sind. Ich wusste, dass ich etwas erleben würde und dass ich daran wachsen würde. Mit dieser Erwartung bin ich hier hergekommen und deshalb habe ich das auch gemacht. Für mich war klar, dass es ein Meilenstein werden würde, ein Schritt vorwärts. Wurde es auch.

TOM: Eigentlich hatte ich wenig Erwartungen. Es war eher so ein soziales Ideal, bei dessen Umsetzung ich mich gerne beteiligen wollte. Zudem gab es ja da auch noch die Probezeit von einem halben Jahr. Deshalb dachte ich, ich probiere es einfach mal aus.

#### Was waren eure ersten Eindrücke?

PETER: Bevor ich hier eingezogen bin, habe ich keinen Behinderten persönlich gekannt. Der erste Behinderte, der in meinen Fokus kam, war Elmar. Er hat mich sehr offen ▶

begrüßt, während ich sehr schüchtern war. Er jedoch war so charmant und hat mich durch das Haus geführt, was ich ihm - einem Menschen mit Down-Syndrom - nicht zugetraut hätte. Er ist ein richtiger Entertainer, der völlig leger und selbstbewusst erzählen kann. Er nahm mich gleich in sein Zimmer mit und erzählte mir von 1860 und seinem Computer. Außerdem kam er mir sehr eigenständig vor und ich hatte kaum das Gefühl, dass er behindert sei. Mir ist auch aufgefallen, dass er keinerlei soziale Ängste hatte.

KARL: Als ich das erste mal hier war und Peter beim Umzug geholfen habe, war kein Bewohner zu Hause. Ich kam rein, hab mir die Sache angeschaut und mich gleich wohl gefühlt. Mir kam alles so bunt und sympathisch vor, vielleicht auch ein bisschen chaotisch.

TOM: Was mich vor allem beeindruckt hat, war dieser natürliche Umgang mit Behinderungen, den ich hier erleben durfte. Vorher dachte ich, dass man diese Leute irgendwie besonders behüten müsste. Ich fand es auch sehr schön, dass ich mich selbst in der WG einbringen konnte. Z.B. habe ich die Fahrräder gerichtet oder mit den Leuten Musik gemacht, gemalt und bin mit ihnen auf Partys gegangen.

#### **Haben sich eure persönlichen Einstellungen in Bezug auf die WG oder allgemein in Bezug auf behinderte Menschen während der Zeit, die ihr hier gewohnt habt, verändert?**

KARL: Damals dachte ich immer, man müsste was Gutes tun, irgendwas Soziales, anderen helfen oder so. Aber mir ist schon, als ich Peter besucht habe, klar geworden, dass das hier nicht so eine Art Arbeit ist, die ich ableiste und dass ich auch nicht hinter den Interessen der Behinderten zurücktreten muss, sondern ich kann einfach mit ihnen zusammen Spaß haben. Das ganze Zusammenleben hilft mir genauso wie den anderen. Ich kann zum Beispiel in einem super Haus wohnen und hab die Möglichkeit verschiedenste Sachen zu machen, auf die ich normal gar nicht kommen würde.

TOM: Als mich am Anfang Freunde besucht haben, dachte ich noch, ich müsse ihnen diese besondere Situation erst erklären. Sozusagen sie vorwarnen, dass es sich um ein Haus mit Behinderten handelt. Doch dies hat sich nach einiger Zeit schnell geändert. Für mich hat sich diese Berührungsangst zwischen mir und behinderten Menschen aufgelöst. Der Umgang ist einfach normal geworden. Elmar besucht mich sogar auch heute noch außerhalb der WG und wir unternehmen was zusammen. Je länger ich hier wohnte, desto mehr hatte ich das Gefühl, dass ich hier nicht nur wohnen und lernen will, sondern in mir wuchs auch das Bedürfnis, mich mit an der Gestaltung der Konzeption dieses Hauses zu beteiligen.

PETER: Ich habe gemerkt, dass Behinderte andere Fähigkeiten haben, z.B. manche Sachen besser können als so genannte

„Gesunde“. Sie können besser aus sich herausgehen und ihren Willen durchsetzen. Dabei legen sie einfach nicht so viel Wert auf Anstand und wirken dadurch irgendwie authentischer. Ihr Charakter ist prägnant und nicht so verschwommen, weil sie sich nicht verstellen. Man merkt bei ihnen gleich, wenn irgendwas nicht in Ordnung ist. Das empfand ich als sehr angenehm und es hat mir Spaß gemacht. Sie können sehr freundlich sein. Man kann mit ihnen Schabernack treiben und dadurch auch selbst Kind sein, was man in der Erwachsenenwelt meist nicht kann.

#### **Peter, kannst du ein Beispiel erzählen?**

PETER: Einmal bin ich mit Christiane spazieren gegangen. Irgendwann hat sie einfach so angefangen zu weinen. Ich hatte keine Ahnung warum. Deshalb haben wir ein Eis gekauft, was sie aber immer noch nicht richtig beruhigt hatte. Als wir an einem Zoogeschäft vorbeikamen, dachte ich mir: „Gehen wir mal rein, vielleicht klappt das.“ Als Christiane dort die Vögel sah, ist ihre Laune von einem Moment auf den anderen völlig umgeschlagen. Plötzlich hat sie zu den Vögeln „gutschigutschi-gutsch“ gemacht und gewunken. Ich habe mitgemacht, denn mir hat das so gut gefallen, wie sie plötzlich allen Kummer der Welt so vergessen konnte. Jedenfalls hab ich dann irgendwas gemacht, wo sie plötzlich meinte, dass das nur Bekloppte machen würden. Ich habe angefangen mit einem Vogel zu reden und ihre Reaktion war, dass so etwas gar nicht möglich sei, da ja Vögel nicht sprechen können. Ich habe die kindische Atmosphäre weiter getrieben bis sie mich wieder auf den Boden geholt hat. Ich meine, sie hat das einfach nur deshalb gemacht, weil sie ihren Gefühlen freien Lauf gelassen hat. Sie kontrolliert ihre Gefühle nicht so wie wir und verliert dadurch natürlich auch immer mal schnell die Fassung.

#### **Gab es Situationen, in denen ihr überfordert ward?**

KARL: Als Rudi letztens seinen Überzucker hatte, war ich zwar nicht überfordert, - wir haben ihm auch Insulin gespritzt - aber wenn er ohnmächtig geworden wäre, hätten wir ganz ▶

*Damals dachte ich immer, man müsste was Gutes tun, irgendwas Soziales, anderen helfen oder so.*

”

*Also, man muss ihnen schon helfen – aber sie können einem selber ja auch helfen, den Stock aus dem Arsch zu kriegen.*

“

schnell zum Arzt düsen müssen. Einmal haben wir den Peter (behinderter Mitbewohner) auf dem Oktoberfest verloren und den Rudi auf einem Konzert. Das waren Situationen, in denen ich schon ein bisschen angespannt war und Angst hatte, dass was passieren könnte. Aber wir haben, Gott sei Dank, beide wieder gefunden.

PETER: Der Elmar ist öfters so aufdringlich geworden, dass ich überhaupt keine Ruhe mehr hatte. Er ist mir auf Schritt und Tritt gefolgt, wollte immer in meinem Zimmer schlafen und mit mir spielen. Er ist mir hinterhergelaufen und hat mich gepiekt. Das war mir zuviel. Er hat mich so in Anspruch genommen, bis ich gelernt habe ihn wegzuschicken. Er hat dann immer angefangen zu weinen.

TOM: Moni z.B. muss man erst mal kennen lernen, da sie sich nicht so verbal äußern kann. Einmal ist sie mir die ganze Zeit auf die Füße gestiegen und hat gezittert. Ich wusste in der Situation einfach nicht, wie ich damit umgehen soll. Ich kannte das ja noch nicht. Genauso hatte Peter mal einen epileptischen Anfall. Da war ich schon ziemlich nervös, weil ich nicht wusste, wie sowas ausgeht.

#### **Hat es euch Probleme bereitet, über die Behinderungen oder Krankheiten, die die Leute hier teilweise haben, gar nichts zu wissen? Hättet ihr euch vielleicht diesbezüglich mehr Einweisung gewünscht?**

PETER: Eingewiesen wurde ich eigentlich nicht wirklich. Mir wurde gesagt, dass nichts passiert – und so war es dann auch. Ich fand das ok so. Die Krankheiten an sich habe ich nie so ernst genommen.

TOM: Man lernt das mit der Zeit sowieso.

KARL: Mich würden die Behinderungen schon mehr interessieren, aber bis jetzt hat es mir kein Problem bereitet, keine Fachkraft zu sein. Und es ist auch irgendwie gut, dass das Zusammenleben, auch ohne fachliches Wissen von staten geht. Meiner Meinung kommt es eh mehr auf die zwischenmenschlichen Kompetenzen im Umgang miteinander an.

#### **Was denkt ihr, wie euch die Zeit hier verändert oder beeinflusst hat?**

KARL: Ich glaub ich bin im Allgemeinen lockerer geworden. Man lernt zum Beispiel, Macken von anderen zu akzeptieren. Aber man bekommt auch die unterschiedlichsten positiven Eigenschaften mit, was auch auf einen selbst abfärbt. Ich habe auch Hemmungen im positiven Sinn verloren.

TOM: Man lernt sich mit der Zeit selbst besser kennen. Genauso wie man auch lernt, Grenzen zu ziehen.

PETER: Ich habe viele unbewusste Vorurteile abgebaut. Ich bin selber ein bisschen behindert geworden und hab mich ihnen angenähert. Mir kommt es im Nachhinein so vor, dass ich mehr mit den Behinderten, als mit den Gesunden hier im Haus unternommen habe. Die haben mir richtig gut getan. Ich war da so verärgert von dieser vernünftigen Welt und die hier, in diesem Haus, war nicht vernünftig. Also hab ich gern mit ihnen Zeit verbracht. Das war schon sehr angenehm. Deswegen, würde ich sagen, sind die nicht behindert, sondern haben nur andere Fähigkeiten. Also, man muss ihnen schon helfen – aber sie können einem selber ja auch helfen, den Stock aus dem Arsch zu kriegen.

#### **Was hattest du denn für Vorurteile am Anfang?**

PETER: Vielleicht war Vorurteil das falsche Wort. Ich denke, mein Horizont wurde wohl eher erweitert. Ich habe mir einfach über Behinderte vorher nicht so viele Gedanken gemacht. Vielleicht kann man eher sagen, ich habe Unwissen in Wissen oder Erfahrung umgewandelt. Vorher habe ich diese Leute nur mal im Fernsehen gesehen.

#### **Vermisst du die Zeit hier manchmal? Würdest du es wieder machen?**

PETER: Im Moment nicht. Ob ich es wieder machen würde, weiß ich nicht. Ich erinnere mich gern zurück, aber vermissen tu ich es nicht. Das hat auch was mit meiner Einstellung zu tun. Ich sehne der Zeit nicht hinterher und freue mich immer, was so passiert. Das war genau die Zeit, die ich brauchte. Länger, glaube ich, hätte ich den Bogen überspannt. Man soll ja auch gehen, wenn es am Schönsten ist. Das war eine der tollsten Zeiten hier. Ich finde es auch schön, zu Besuch zu kommen. Man hat alles, außer die Arbeit und Verantwortung. Man kann auch wieder gehen. Für mich strahlen die Behinderten hier allesamt Freude aus. Wenn ich herkomme, machen sie mich glücklich.

TOM: Vermissen tue ich es eigentlich nicht. Aber ich komme ja auch immer wieder her, einfach weil das Leben mit der WG nach dem Auszug nicht völlig aufhört. Ich würde es auf jeden Fall wieder tun. ■

# Über Kultur und Wahnsinn ...

Text: Alexander Grunert

- **„Wahnsinn kommt in einem ursprünglichen Zustand nicht vor. Wahnsinn existiert nur innerhalb einer Gesellschaft und außerhalb der Formen von Sensibilität, die sie isolieren, und der Formen von Abneigung, die sie ausschließen oder einsperren.“**  
MICHEL FOUCAULT, „WAHNSINN UND GESELLSCHAFT“

Wir besuchen die Schule, üben einen Beruf aus, gehen einkaufen, gehen zum Arzt usw. und demonstrieren durch unsere Teilnahme an diesen Praktiken, dass wir uns einer „Macht“ unterordnen. „Macht“ sei hier so verstanden, wie Foucault diesen Begriff verwendet hat. Für ihn ist „Macht“ (...) *ein offenes, mehr oder weniger koordiniertes (...) Muster von Beziehungen* (GORDON 1980). Doch was genau ist damit gemeint?

Wenn wir zu der Erkenntnis gelangt sind, dass wir Menschen, allein schon aufgrund der Beschaffenheit unseres Erkenntnisapparates, die Wirklichkeit an sich nicht erfahren können, sondern alles Gegebene nur aus einem kulturell geprägten Vorverständnis interpretieren können, wir also unsere Realität im größten Maße selbst konstruieren, haben wir einen Ansatz zum Verständnis der Aussage Foucaults gefunden. Der Sozialpsychologe Kenneth J. Gergen hat auf sehr anschauliche Weise dargelegt, wie wir in sozialen Prozessen unsere Wirklichkeit selbst konstruieren.

Wenn wir von Machtbeziehungen sprechen, so Kenneth, dann müssen wir vor allem die Sprache und deren konstruktivistisches Element ins Auge fassen. So erheben z.B. bestimmte Gruppen für sich den Anspruch, über „Wissen“ und „Wahrheit“ zu verfügen. Man denke dabei an Disziplinen wie Medizin, Psychiatrie, Soziologie, Anthropologie, Pädagogik etc. Alle diese disziplinären Ordnungen beschreiben und erklären Phänomene auf ihre ganz bestimmte Art und Weise. Menschen werden als gesund, krank, intelligent, unintelligent, sowie als normal oder abnormal klassifiziert. Sobald wir uns von diesen Institutionen zu irgendeinem Zwecke testen lassen, werden wir mit deren unterschiedlichen Methodiken eingeordnet, sprachlich definiert und erklärt. Übernehmen wir diese Terminologien in unser Alltagsleben, indem wir z.B. über unseren Cholesterinspiegel, unsere Depressionen oder unsere Universitätsnoten sprechen, beteiligen wir uns an diesen Machtbeziehungen und erweitern damit die Kontrolle und die wirklichkeitsbildende Macht dieser disziplinären Ordnungen. Kenneth weist dabei darauf hin, wie Wissen im Diskurs generiert und

zur gemeinschaftlichen Realitätsbildung, (oder zum Machterhalt, wie Foucault sich ausdrückt) eingesetzt wird.

Dies soll kein Kreuzzug gegen die Sinnproduzenten unserer Zeit sein, doch es ist vorteilhaft, dass wir uns dieser Prozesse und Muster einmal bewusst werden. Es geht nicht darum, alle Formen der Ordnung abzulehnen, sondern um den Versuch, eine Position einzunehmen, aus der wir differenzierter unsere Realitätsauffassung bewerten können. Dabei möchten wir eine Reihe von Sprachspielen, Lebensformen und disziplinären Traditionen betrachten und nach deren positiven wie negativen Folgen fragen.

Z.B. in Situationen, in denen wir uns einmal traurig oder niedergeschlagen fühlen und ein Freund oder eine Freundin uns nach unserem Wohlbefinden fragt. Wir könnten dann womöglich antworten: „Ich fühle mich gerade etwas depressiv“. Doch wie kommen wir dazu, uns selbst so zu klassifizieren? Obgleich das Wort Depression heutzutage weit verbreitet ist, konnte sich erst mit der zunehmenden Einflussnahme der Psychiatrie und Psychologie diese Art von Begrifflichkeit entwickeln. Kurz nach dem Entstehen dieser Disziplinen wurden im Jahre 1938 bereits 40 mentale Störungen unterschieden. (Darunter auch die Masturbation.) Heute liegt die Anzahl für Begriffe zu mentalen Störungen, einschließlich Orgasmusunterdrückung und Spielsucht, bei bereits 300. Auffallend ist, dass mit der Zahl von Krankheitsdefinitionen die Zahl der Psychologen und Psychiater gleichermaßen gestiegen ist, genauso wie deren Klientel und die Kosten für die Behandlungen (GERGEN 2002:57).

Die negativen Folgen solcher Klassifizierungen und Betrachtungen geistiger Störungen führen jedoch beispielsweise dazu, dass wir bereits ganz normale Alltagsprobleme als Krankheiten auffassen. Statt auf unsere eigenen Fähigkeiten zu vertrauen, sind wir durch diese Pathologisierungen schnell versucht, uns in die Hände von den Experten zu begeben, die diese „Krankheitsbilder“ im Grunde erst selbst definiert und erfunden haben. „Zudem bietet uns das reichhaltige Vokabular an Krankheitsbezeichnungen eine Fülle von Möglichkeiten, ▶

uns selbst und andere zu kritisieren“ (z.B. „Er ist fettsüchtig“, „Sie ist magersüchtig“). Fängt man an diese Realität so hinterfragt zu akzeptieren, kann das Gefühl, für seine Probleme selbst verantwortlich zu sein, leicht verloren gehen („Ich kann nichts dafür, ich bin ja krank.“) und man schiebt die Verantwortung unreflektiert von sich weg (GERGEN 2002:58).

Wir alle sind an diesen Machtstrukturen beteiligt. Wir sind nicht nur Opfer, sondern auch Schöpfer unserer Welt, denn wir haben alle die Möglichkeit aktiv, denkend und kritisch zu hinterfragen, was wir als unsere Wirklichkeit akzeptieren möchten. Foucault fokussiert diese Prozesse und gibt uns damit die Möglichkeit, sie zu reflektieren, vielleicht auch die Möglichkeit, ihnen entgegenzutreten. Laut ihm ist Macht weder etwas, das man einer bestimmten Person oder Gruppe in einer Gesellschaft zuschreiben kann, das man irgendwie lokalisieren könnte, noch etwas, das nur der Aufrechterhaltung von bestimmten Produktionsweisen und Ideologien dient. Macht herrscht und entsteht immer in sozialen Prozessen und Beziehungen. „Sicher gibt es innerhalb des gesellschaftlichen Feldes »eine Klasse« die strategisch gesehen einen privilegierten Platz einnimmt und die sich durchsetzen kann (...)“ (FOUCAULT 2001:41), doch gibt Foucault durch diese Sichtweise verschiedenen Gruppen in unserer Gesellschaft, die ansonsten als denkmächtige Schafe dargestellt werden, ihre Würde zurück.

Wir können heute, wie auch früher, immer wieder erkennen, wie Jugendliche aus aller Welt Bilder, Musikrichtungen und Lebensstile aus dem Mainstream verwenden und sie zu etwas Neuem, vom Mainstream abgegrenzten, zusammensetzen. Wenn wir erkennen, welche Kraft darin liegt, Dinge einmal anders darzustellen, haben wir die Fähigkeit, unsere Wirklichkeit mit anderen, vielleicht vorteilhafteren Bedeutungen zu versehen. Auf diese Weise können wir uns neuen und alternativen Dingen öffnen. Wenn die Sprache ein zentrales Element ist, womit wir unser Leben in unserer Gesellschaft gestalten, die Vergangenheit in die Gegenwart tragen und schließlich auch unsere Zukunft mitbilden, dann sollten wir uns doch über unser Sprechen und Schreiben ernsthafte Gedanken machen. Dabei zählt nicht nur, wie wir uns Gedanken über uns, unsere Moral, Wahrheit und Normen machen. Genauso wichtig ist auch die Erkenntnis darüber, wie wir allein schon durch unseren alltäglichen Umgang und unsere beiläufigen Bemerkungen gegenwärtig ganze Wirklichkeiten konstruieren und dies möglicherweise, durch die Macht der Gewohnheit, unreflektiert weiter tun (GERGEN 2002:84).

In „Psychologie und Geisteskrankheit“ beschäftigt sich Foucault im letzten Teil mit der Entstehung von Geisteskrankheit in der Geschichte. Auch dieser Blickwinkel hilft, uns und unsere Konstruktion von Realität und Normalität besser zu ver-

stehen. Foucault zeigt, wie unterschiedlich innerhalb einer Kultur Krankheitsbilder konstruiert wurden und veranschaulicht dies im besonderen Maße bei geistig anders funktionierenden Menschen. Er beginnt mit seiner eher provokanten Darstellung im 15. Jahrhundert und nennt dieses „Anderssein“ den Wahnsinn.

Zwar gab es in dieser Zeit in Spanien (SARAGOSSA) und später in Italien vereinzelte Spitäler, die den so genannten Wahnsinnigen vorbehalten waren, doch „im Wesentlichen [ist in dieser Zeit] der Wahnsinn ein Erlebnis im Zustand der Freiheit; er bewegt sich ungehemmt, er ist ein Teil des Schauplatzes und der Sprache aller, er ist für jeden eine alltägliche Erfahrung, die man mehr auf die Spitze zu treiben als zu meistern sucht.“ Es folgten Narrentänze und Narrenfeste, die in Europa die ganze Renaissance hindurch gerne gefeiert wurden, und das „Närrische“ nahm Einzug in die Dramaturgie und Philosophie.

Doch Mitte des 17. Jahrhunderts schlug dies plötzlich um. „Die Welt des Wahnsinns“ wurde die Welt der Ausgeschlossenen. So bekam z.B. jede Stadt in Frankreich ihr „Hôpital général“, in die alle, die hinsichtlich der Ordnung, der Vernunft, der Moral und der Gesellschaft Anzeichen von Zerrüttung zu erkennen gaben, eingesperrt wurden. Diese Häuser hatten keinerlei medizinische Aufgabe und man wurde nicht in sie aufgenommen, um behandelt zu werden, sondern „man tritt ein in sie, weil man nicht länger Teil der Gesellschaft sein kann oder darf.“ Sie waren für diejenigen bestimmt, die für unfähig befunden wurden, an der Produktion und Akkumulierung der Reichtümer mitzuwirken. Dabei wurde ein Maßstab gesetzt, den es so früher nicht gab. Die Gründe lagen in der grundsätzlichen Umstrukturierung des sozialen Raums (FOUCAULT 1968: 101FF.).

Im 18. Jahrhundert wurden diese Institutionen zunehmend angeprangert. Man begann „Wahnsinn“ anders zu definieren. Jetzt waren es nur noch die „Irren“, die einen privilegierten Rechtsanspruch auf die alten Ausschlussmaßnahmen genießen durften. Die Internierung gewann nun eine neue Bedeutung, denn sie wurde zu einer Maßnahme mit medizinischem Charakter. Doch obwohl die Institutionen in der Obhut eines Arztes lagen, kam diesem weniger die Rolle eines Therapeuten zu, sondern eher eines ethischen Kontrolleurs. Diese Institutionen waren vor allem von einem strafenden Charakter geprägt. Man wirbelte die Patienten herum, drohte ihnen mit Essensentzug, hielt sie infantil und flößte ihnen durch Demütigungen Schuldbewusstsein und Angst ein. Diese Praktiken reichten sogar in perfektionierter Art und Weise in das 19. Jahrhundert hinein (FOUCAULT 1968: 109 F.).

Was im 15. und 16. Jahrhundert noch als positiv, vielleicht auch normal, gewertet wurde, wurde im 17. Jahrhundert entwertet und zum Schweigen gebracht. Je nach dem, welche ▶



Kultur oder Epoche wir uns ansehen, können wir feststellen, dass die Wahrnehmung von den Anderen unmittelbar etwas mit der gegebenen Normauffassung und dem Selbstverständnis einer Kultur in einer bestimmten Zeit zu tun hat. Wenn heute ein Arzt einen Menschen als geisteskrank einstuft und dies evtl. als ein Naturphänomen sieht, so tut er dies in Wirklichkeit nur angesichts einer von seiner Kultur festgelegten Schwelle, eine Schwelle die sich wiederum in stetigem Wandel befindet.

An dieser Stelle sollten wir überlegen, wo wir für uns diese Schwelle setzen, welches Gedankengut wir übernehmen wollen und ob wir vielleicht mit unserem Denken Menschen ausgrenzen, die im Grunde auch einen Teil unserer Gesellschaft bilden. Wir leben heute in einer Welt der Sonderschulen und Sonderbusse. Wie viele der Einrichtungen für Behinderte liegen außer-

halb der Stadt, dort wo sie kaum einer wahrnimmt und sie nicht auffallen? Dabei gibt es eine Reihe von Alternativen. Als Beispiel seien die Montessorischulen oder die Einrichtungen von „Gemeinsam Leben Lernen“ genannt. Sie zeigen, dass es möglich ist, mit Menschen mit unterschiedlichsten Behinderungen gemeinsam zu arbeiten, zu lernen und zu leben. ■

#### Quellen:

**Foucault, Michel:** *Die Macht und die Norm*, 2001.

**Foucault, Michel:** *Psychologie und Geisteskrankheit*, Frankfurt am Main 1968.

**Gergen, Kenneth J.:** *Konstruierte Wirklichkeiten, Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus*, Stuttgart 2002.

**Gordon, C. (Ed.),** *Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings by Michel Foucault, 1972-1977*, New York 1980.

## Finger weg! Ich bin behindert.

Interview: Alexander Grunert und Lea Tesfaye

• **Danijel ist 32 Jahre alt. Er hat eine körperliche Behinderung, die durch einen Sauerstoffmangel bei der Geburt verursacht wurde. Heute bewältigt er sein Leben absolut selbstständig. Dazu haben maßgeblich seine Eltern beigetragen, die ihm stets alles zumuteten und nie einen Unterschied zwischen ihm und seinem nicht behinderten Bruder gemacht haben.**

**In dem Interview berichtet er von verschiedenen Erfahrungen, die er mit Begegnungen im Alltag oder auf der Arbeitssuche gemacht hat. Über verankerte „Behinderten Schemata“ und über seine Lebensphilosophie.**

#### Wie ist es zu deiner Behinderung gekommen, wie bist du damit umgegangen?

Also, ich habe diese körperliche Behinderung seit Geburt an. Es war ein sogenannter Sauerstoffmangel. Ich bin eigentlich völlig „normal“ aufgewachsen. Ich habe einen jüngeren Bruder, der keine Behinderung hat und habe mich deshalb immer in einem Umfeld bewegt, in dem ich sehr oft der einzige Mensch mit Behinderung war. Meine Eltern haben uns beide gleich behandelt. Wenn ich, wie Kinder so sind, etwas kaputt gemacht habe, gab es keine Ausnahme. Ich denke, dass das einer der Gründe ist, warum ich heute so bin, wie ich bin.“

#### Auf was für einer Schule warst du?

Ich war in der Grundschule und später, in der 5. und 6. Klasse, auf einer Schule für Körperbehinderte in Ingolstadt. Doch von der 7. bis zur 9. Klasse bin ich auf eine völlig normale Haupt-

schule gegangen. Dort habe ich meinen Quali gemacht. Nach der Schule habe ich erst keinen Job gefunden, was wiederum mit der Behinderung zusammenhängt. Doch so direkt will das keiner sagen. Ist ja logisch.

#### Wie waren denn die Reaktionen bei den Vorstellungsgesprächen?

Ich glaube, ich kann in den Gesichtern ablesen, wie die Leute mich nehmen. Das habe ich auch bei Bewerbungsgesprächen gespürt. Ich war eben für die Herrschaften nicht das, was sie sich vorgestellt hatten.

#### Hast du das mit dem alleine Wohnen eigentlich selbst entschieden?

Dadurch, dass ich mich immer unter Nichtbehinderten bewegt habe, war das nie ein Thema für mich. Die Frage war nicht, ob ja oder nein, es ging eher um das Wann. ▶



#### Also haben dir Deine Eltern von Anfang alles zugetraut?

Im Prinzip ja. Nur irgendwann bin ich über ihren Erwartungshorizont hinausgewachsen. Später habe ich Dinge gemacht, die sie mir nie zugetraut hätten. Ich bin im Alter von 17 Jahren mit Ausziehen gekommen und wollte zudem meinen Führerschein machen. Ich erinnere mich, wie mein Vater sagte: „Wenn du das schaffst, fresse ich einen Besen!“. Dann habe ich gesagt: „Dann sieh mir zu, wie ich das mache“. Ich habe den Führerschein auf Anhieb geschafft. Da hat sich schon manch einer gewundert. Ich habe auch die ganzen Modeerscheinungen mitgemacht. Ich bin mit zerrissenen Jeans durch die Gegend gelaufen und trug einen Ohrring am linken Ohr und rauche. Ich feiere Partys, bin unterwegs und tue Dinge, von denen ich überzeugt bin. Dinge die man von einem Behinderten so nicht erwartet. Weil es nicht in ihr Schema passt. Dadurch habe ich schon so einige Leute mächtig vor den Kopf gestoßen.

#### Du willst also auch manchmal provozieren?

Nicht nur manchmal, sondern ziemlich oft! Ich bin auch provokativ, weil ich dadurch aus dem „Behinderten-Schema“, welches die Leute im Kopf mit sich herum tragen, bewusst herausgehe und sage: „Hey, ich zeige Euch mal die Realität und jetzt guckt mal wie ihr damit umgeht.“ Ich tue ja keinem weh, oder nehme da einem was weg. Ich lebe nur so, wie ich leben will. Mehr nicht. Ich tue das, weil ich den Konservatismus, oder dieses Schachteldenken dieser Menschheit oft schon sehr heftig mitbekommen habe. Ich denke, wir alle sollten gegen dieses Schachteldenken kämpfen.

#### Glaubst du, die Menschen werfen geistig und körperlich Behinderte oft in einen Topf?

Ja. Wobei ich hier vorsichtigerweise zwischen Land- und Stadtbevölkerung unterscheiden würde. Ich denke, die Leute in Großstädten wie München, Hamburg und Berlin sehen das differenzierter als Leute vom Land.

*Ich tue das, weil ich den Konservatismus, oder dieses Schachteldenken dieser Menschheit oft schon sehr heftig mitbekommen habe.*

Es kommt natürlich auch immer darauf an, wie Menschen mit einer Behinderung in einer Stadt oder einem Umkreis integriert sind.

#### Was heißt für dich Integration?

Also für mich bedeutet Integration, egal ob im Fall von Behinderten oder Außenseitern, ein gemeinschaftliches Miteinander. Sprich mit Behinderten. Eine Koexistenz erkenne ich nicht als Integration an, weil das dann nichts anderes als ein Ghetto-dasein darstellt.

#### Hast du selbst behinderte Freunde?

Nur wenige. Ich kann, ehrlich gesagt, nicht genau erklären, womit das zusammenhängt. Aber wahrscheinlich hat es mit meinem Lebensweg zu tun, bei dem ich mich eigentlich immer, bis auf die Schulen, die ich besucht habe, in einem Kreis von nichtbehinderten Menschen bewegt habe.

#### Wie wünschst du dir, dass man mit behinderten Menschen umgeht?

Meine Vorstellung davon ist ziemlich einfach. Man soll Menschen unabhängig ihrer Verfassung, der Hautfarbe, des Glaubens so nehmen, wie sie sind. Das ist natürlich die Idealvorstellung schlechthin. Aber du kannst den Leuten so etwas nicht aufdrücken. Ich kenne Leute, die sich sehr schwer getan haben, mir zu begegnen. Aber das hat nichts mit mir zu tun, sondern mit der Einstellung desjenigen gegenüber Behinderungen an sich. Genauso habe ich aber auch in den letzten Jahren immer mehr Menschen kennen gelernt, die überhaupt kein Problem damit hatten, mit mir in Kontakt zu kommen und wir haben ihn schließlich ausgebaut. Beim Zusammenleben sollte man ruhig von beiden Seiten verlangen, aufeinander zuzugehen. Es ist schon richtig, dass in dieser Gesellschaft von nicht behinderter Seite noch viel getan werden muss, doch mit Gesetzen allein bewirkt man nicht viel.

Als behinderter Mensch kann man genauso nicht immer und überall sagen: „Hey, Moment, Finger weg. Ich bin behindert.“ Es sollte also auch die Übergereiztheit von behinderter Seite wegfallen. ▶

### Meinst du damit, dass die Behinderten an sich oft zu empfindlich sind?

Nein, das kann man nicht pauschalisieren. Aber ich habe Situationen erlebt, in denen man als behinderte Person klarstellen hätte sollen, dass man mit ihm oder ihr genauso umgehen kann, wie mit allen anderen „Normalen“. Wenn man z.B. von nichtbehinderter Seite annimmt, dass man behinderten Menschen dieses oder jenes so nicht sagen könnte, wie sie es bei anderen ohne Behinderung tun würden, dann bringt das nichts. Menschen denken oft so - aus Mitleid. Aber in genau solchen Situationen passieren Mißverständnisse.

### Was hältst du von dem Begriff „Behinderte“? Findest du, dass er zutreffend ist?

Der Begriff an sich gefällt mir nicht. Ich würde lieber den Begriff „gehandicapped“ wählen, weil er wirklich das ausdrückt, was Tatsache ist. Dagegen ist der Begriff „behindert“ ohne Bedeutung. Er wirft alles in einen Topf, der in unserer Gesellschaft schon von vornherein zu negativ belastet ist.

### Ist es dir lieber, dass man dich direkt auf deine Behinderung oder dein Handicap anspricht?

Ja. Egal, ob es um diese Frage, oder um alltägliche Dinge geht. Wie gesagt, in Bayern habe ich sehr schön erlebt, dass Leute, die ich nie vorher gesehen habe, mich wie jeden Anderen behandelt haben.

Aber da muss ich einräumen, dass es hier vor allem von einem selber abhängt. Dabei ist es ganz unabhängig, ob dieser Jemand behindert ist oder nicht. Denn du strahlst das aus, was du bist. Davon bin ich überzeugt. Die Leute sind wie Spiegelbilder deiner selbst. Das ist meine Lebensphilosophie. ■

• **Karl (Mitbewohner):** Rudi spricht viel über Fußball, wo ich nicht so mitreden kann. Aber er hat ein voll sympathisches Gesicht. Wenn er lacht, dann bin ich auch immer voll gut drauf.



**Tom (Ex-Mitbewohner):** Rudi ist der authentischste FC-Bayern Fan den ich kenne. Er vereinbart in sich zwei krasse Gegensätze wie: völlige Ruhe und Gelassenheit und andererseits völlig übertriebene Wutausbrüche.

**Christiane (macht freiwilliges soziales Jahr):** Der Rudi hat die tollste Mimik die ich kenne.

**Karl:** Peter, so glaube ich, braucht ziemlich viel Zeit für sich und zieht sich auch öfter mal zurück.

Er hat ein sehr gutes Ortsgedächtnis, so dass er uns auch schon geführt hat, wenn wir selbst den Weg nicht mehr wussten.



**Tom:** Peter ist total hilfsbereit. Manchmal vielleicht auch ein wenig zu hilfsbereit.

**Christiane (FsJ):** Peter ist total selbstständig. Bei neuen Leuten ist er aber immer ein bisschen zurückgezogen.

**Karl:** Also die Christiane kann zum Beispiel super fröhlich sein und das auch voll ausleben. Sie hüpfert dann rum, springt in die Luft und schreit unsere Namen hinterher, wenn wir vorbeilaufen. Genauso hat sie auch Phasen, wo sie ganz schlecht drauf ist und sagt uns dann nicht was los. Es kann dann sogar auch vorkommen, dass sie sich dabei mal auf den Boden wirft und rumstrampelt.



**Tom:** Christiane ist durch ihre überschwängliche Freude, die ja meist auf Männer bezogen ist, oft sehr witzig.

**Christiane (FsJ):** Wenn Christiane sich freut, dann ist das wirklich schön. Sie ist aber auch ganz schön faul. ▶



**Karl:** Um Moni muss man sich vielleicht mehr kümmern als um andere, weil sie manche Sachen nicht so selbstständig macht und man sie auf vieles erst hinweisen muss. Sie ist aber auch leicht zu animieren - zum Basketball zum Beispiel - und hat dann auch Spaß daran.

**Tom:** Moni finde ich einfach sehr kreativ. Sie malt gerne und macht gerne Musik. Das macht wirklich Spaß mit ihr.

**Christiane:** Moni tanzt gerne. Man muss bei Moni aufpassen, dass man nicht ständig bestimmt, was sie tun soll. Vieles kann sie auch selbst.

**Karl:** Elmar der steht eben gern in der Mitte und lässt sich, wenn er sich was in den Kopf gesetzt hat, nicht gerne was sagen. Aber man kann super viel Spaß mit ihm haben.

**Tom:** Elmar beeindruckt mich einfach durch seine Ungezwungenheit und Ungehemmtheit, z.B. einfach mal vor vielen Leuten einen Bauchtanz aufzuführen.

**Christiane:** Elmar ist total offen, aber gleichzeitig auch total dickköpfig. Er steht auch gerne im Mittelpunkt.



**Lea:** Ulli ist die Ruhe und Gelassenheit in Person. Ein Sozialpädagoge halt.

**Christiane (FsJ):** Ulli macht den Job hier am coolsten, doch verplanen tut er schon mal was.

**Elmar:** Für den Ulli habe ich vollstes Vertrauen. Der kocht voll gut und kickert mit mir und geht mit uns zum Billard, Kegeln und macht Ausflüge mit uns. Und in den Urlaub fahren wir auch.



**Christiane (Mitbewohnerin):** Ulli ist sehr nett und hilfsbereit. Lustig ist er auch. Ich finde der macht seinen Job voll gut.

**Lea:** Karl ist immer für Schlammcatchen im Garten zu haben, selbst mit 'ner Frau. Ich spreche da aus Erfahrung.



**Christiane:** Karl ist so unser Künstler. Er jongliert viel, was den Leuten hier auch ganz gut gefällt.

**Elmar:** Ich bin a bisserl beleidigt auf Karl, weil der gerade im Urlaub ist. Er ist lustig. Aber er schickt mich dauernd abends in Bett, obwohl ich gar nicht will.

**Christiane (Mitbewohnerin):** Ich werde auf jeden Fall Karls Eltern besuchen, die sind total nett. Wenn der Karl jongliert, finde ich das schön. Auch er ist natürlich nett.



**Elmar:** Sie ist gut drauf. Mit der Lea kann man Spaß haben. Wir geht auch manchmal auf'd Nacht Rikscha fahren und Eisessen.

**Christiane:** Die Lea ist meine Zimmernachbarin. Die kommt aus Afrika, das ist was Besonderes. Ich finde sie auch total nett und hilfsbereit.

**Elmar:** Ich hab den Alex sau gern. Mit dem kann man richtig Spaß machen. Der richtet auch immer mein Radl und ich spiele mit dem öfter Gitarre, Schlagzeug und Kickern.

**Christiane:** Neiin Alex! Ich traue mich nicht, wenn du dabei bist! ■



# Was ist das, „behindert“?

Interview: Alexander Grunert, Lea Tesfaye und Danijel

• Elmar (40) und Christiane (44) leben seit Beginn dieses Projektes in der Wohngruppe. Danijel hat uns geholfen dieses Interview zu führen, da er einerseits als Außenstehender, einen ganz anderen Blickwinkel als wir einnimmt und andererseits selbst mit einer Behinderung leben muss. Es würde wohl dem mit dieser Thematik weniger vertrauten Leser ein extrem verzerrtes Bild abgeben, hätten wir dieses Interview zur Veröffentlichung, nach Grammatik und Sinnstruktur korrigiert. Daher folgen nun zwei Interviewausschnitte, welche sprachlich und grammatikalisch, mundartlich und (un-)sinnig der konkreten Interviewsituation entsprechen.

**Danijel:** Elmar, wie lange lebst du schon hier?

**Elmar:** Leben? Ich glaube seit 1983, 1983.

**Danijel:** Das heißt 23 Jahre?

**Elmar:** Ja 1983! So ungefähr. Warte mal, ja ich glaube schon, 10 Jahre (stotternd) lebe ich schon hier.

**Alex:** (lachend) Okay. (wirkt ungläubig)

**Elmar:** Ach so, ach so warte mal, jetzt hab ich's. Ich kam bei meiner Mutti aus dem Bauch raus, das war 1992, sowas.

**Alex:** (lächelnd) 92?

**Elmar:** Ja, da bin ich als Baby geboren.

**Alex:** Ich glaube, du hast es nicht so mit Zahlen, oder?

**Lea:** Elmar, wie lange gibt es die WG schon?

**Elmar:** Seit 16 Jahren.

**Lea:** Dann kannst du nicht schon seit 23 Jahren hier leben. Also lebst du...

**Elmar:** Ja, ja 63!

**Lea:** (ungläubig) 63?

**Elmar:** mhm, 63...

**Alex:** Da bist du auf die Welt gekommen?

**Elmar:** Genau! Auf die Welt! Also 63.

**Danijel:** Wie kommst du denn mit deinen Mitbewohnern zurecht?

**Elmar:** Also, [mit meinen] Mitbewohnern, na ja. Den Rudi kenn ich eh schon lang und Christiane und Peter und Monika wohnen auch bei uns, seit ...

**Danijel:** Wie vertragt ihr euch denn?

**Elmar:** Der Rudi und ich kommen schon klar. Gell Rudi, wir zwei kommen schon klar?

**(Rudi nickt)**

**Danijel:** Habt ihr im Haus feste Regeln, wer was wann macht?

**Elmar:** Haushalt, Küche. Also die Küche ist unten, die Monika wohnt auch unten, der Alex wohnt auch....

**Danijel:** Ja, aber habt ihr geregelt wer was macht?

**Elmar:** Ich hab erst am Montag Dienst. Einer muss in der

Küche mithelfen, kochen und die Dreckwäsche runter bringen in den Keller, waschen und dann reinschmeißen in den Trockner und dann wird es zusammengelegt...

**Danijel:** Und das macht immer jemand anderer oder immer der gleiche?

**Elmar:** Nein. Das ist so - ich habe mit dem Peter getauscht. Ich habe meistens an einem Donnerstag Dienst gemacht (...)

**Danijel:** Und wie macht ihr das an einem Wochenende? Macht ihr da einen Ausflug?

**Elmar:** Ja, wir machen einen Ausflug mit dem Auto. Wenn es schön ist, gehen wir baden, wandern. Ansonsten fahren wir auch noch in den Urlaub.

**Alex:** Wenn man dich fragt, ob du behindert bist, was antwortest du dann meistens?

**Elmar:** Ja, ich habe den Behindertenausweis ...

**Alex:** Aber fühlst du dich behindert?

**Elmar:** Nein, eigentlich nicht so. Nein! Aber ich habe eine Akte, da steht was drin ...

**Alex:** Aber glaubst du, es gibt einen Unterschied, zwischen den Studenten und euch Langzeitbewohnern?

**Elmar:** Also, ich war ja auch schon mit dem Andreas [ehemaliger Mitbewohner] in der Uni und wir haben einen Vortrag gehalten. Auch über die WG.

**Alex:** Und empfindest du dich jetzt auch als Student?

**Elmar:** Ja, ich bin auch ein Student.

**Alex:** Glaubst du, du kannst alleine leben?

**Elmar:** Ich muss erst meine Mutter fragen, ob das geht.

**Alex:** Aber glaubst du selber, dass du das schaffen könntest?

**Elmar:** Schon ja.

**Alex:** Glaubst du das wirklich?

**Elmar:** Eigentlich nicht.

**Alex:** Einkaufen, kochen, Kleider waschen und alles selber machen. Kannst du so was?

**Elmar:** Ja.

**Alex:** Ja? ▶

**Elmar:** Ja, meine Sachen schon.

**Alex:** Du kannst auch für dich selber kochen?

**Elmar:** (zögerlich und verunsichert) Ja.

**Alex:** Gut.

**Lea:** Was für eine Rolle spielen eigentlich deine Eltern in deinem Leben? Wenn sie dir etwas verbieten ...

**Elmar:** Nein meine Mutter hat gesagt, ich kann schon alleine wohnen, aber das wird stressig werden. Einkaufen gehen und so. Dann noch meine Wäsche waschen und kochen ...

**Alex:** Glaubst du, dass der Peter behindert ist?

**Elmar:** Der ist doch Epileptiker ...

**Alex:** ... Oder die Christiane?

**Elmar:** Die, die, warte mal ... die Christiane ist schon ein bisschen komisch.

**Alex:** Warum?

**Elmar:** Weil sie mich anmotzt. Ich komme von der Arbeit heim und dann schnautz sie mich an.

**Alex:** Wenn die Christiane dich nicht anschnauzen würde - mal angenommen die Christiane ist ganz nett - würdest du dann immer noch sagen, sie sei behindert?

**Elmar:** Sie kann ja schon was sagen, aber (...).

**Lea:** Warum glaubst du, hast du diesen Behindertenausweis?

**Elmar:** Ein wenig bin ich doch behindert, aber ...

**Lea:** Glaubst du, was auf dem Ausweis steht, oder denkst du, es stimmt so nicht? ▶



Elmar

**Elmar:** Meine Eltern haben gemeint ich sei behindert, aber so behindert bin ich auch nicht.

**Alex:** Aber du selber siehst das anders, oder?

**Elmar:** Ja, ich sehe das anders.

**Alex:** Findest du das Wort: ‚behindert‘ blöd? Sagt dir das überhaupt etwas?

**Elmar:** Das muss ich jetzt erklären. Also einer ist schwer behindert, wenn ... z.B. die Carla [ehemalige Mitbewohnerin, ist verstorben].

(...) Die ist auch schwer behindert durch die Rückgratverkrümmung, da geht das Gesäß hinten raus. Deshalb saß sie im Rollstuhl.

**Lea:** Das heißt jemand ist für dich behindert, wenn er körperlich behindert ist. Man muss es also sehen können? Oder erklär mir mal welche Kriterien für dich erfüllt sein müssen, damit jemand behindert ist.

**Elmar:** Also die Christiane ist schon behindert, aber unmerklich.

**Alex:** Unmerklich?

**Lea:** Warum meinst du sie ist unmerklich behindert?

**Elmar:** Also sie stottert schon ein wenig. Sie kann nicht anders reden.

**Lea:** Und du, stotterst du nicht?

**Elmar:** Nein.

**Lea:** (ungläubig) Du stotterst nicht? ▶



Christiane

**Elmar:** Also, ich rede nicht so „verhängert“ [?] aber klar stottere ich nicht so wie die Christiane.

**Lea:** Also ist jemand behindert weil er z.B. stottert?

**Elmar:** Genau. Sie [Christiane] kann nicht deutlicher reden.

**Lea:** Ist dann der Rudi behindert?

**Elmar:** Aber nicht so direkt! Also der Rudi redet ganz normal.

**Lea:** Jemand ist für dich also nur behindert wenn er nicht richtig reden kann?

**Elmar:** Der Rudi ist eigentlich schon behindert, aber nicht so wie ich.

**Lea:** Ist die Moni behindert?

**Elmar:** Eigentlich nicht. Die sagt ja eh nichts.

*Wir bitten Elmar wieder ins Haus zu gehen, damit Christiane, die bis dahin dem Interview nicht beigewohnt hat, ungestört seinen Platz einnehmen kann.*

**Alex:** Christiane, was bedeutet für dich Behinderung?

**Christiane:** (schreit leicht auf). Das weiß ich nicht Alex. Warum?

**Alex:** Weil ich glaube, dass es für mich vielleicht etwas anderes bedeutet als für dich. Ich würde einfach gerne mal wissen, was deine Meinung dazu ist.

**Christiane:** Schwierig.

**Alex:** Glaubst du selber dass du behindert bist?

**Christiane:** Nein, glaube ich nicht.

**Alex:** Glaubst du das der ....

**Christiane:** ... Peter ...

**Alex:** ... der Peter vielleicht behindert ist?

**Christiane:** Ja, der ist es echt stark. Wenn der keine Tablette nimmt oder kriegt, wenn man das beispielsweise weglässt, dann hat er schneller mal einen Anfall, als man denkt.

**Alex:** Ist das eine Behinderung oder eine Krankheit?

**Christiane:** Ich glaube dass ist eine Krankheit. Ich weiß es nicht, aber ich denke, dass es von Geburt an ist.

**Alex:** Und der Elmar zum Beispiel, ist der Elmar behindert?

**Christiane:** Nein!

**Alex:** Der ist nicht behindert?

**Christiane:** Nein, er muss ja nicht, wie der Peter, solche wichtigen Tabletten nehmen.

**Alex:** Also Behinderung heißt das für dich, wenn die Leute Tabletten nehmen müssen. Ist also Behinderung gleich Krankheit?

**Christiane:** Ja genau, so was wie der Peter hat.

**Lea:** Ist es dann was körperliches oder eher was geistig bedingtes?

**Christiane:** Nein, was körperliches und etwas angeborenes. Was man von Kind auf hat.

**Lea:** Findest du, dass wenn jemand sagt, du bist behindert,

dass das einer Beleidigung gleichkommt?

**Christiane:** Nein, das glaube ich nicht.

**Lea:** Ist es dann einfach eine Benennung einer Feststellung von Tatsachen? Wie würdest du es beschreiben?

**Christiane:** Ja eine Feststellung. (...)

**Danijel:** Wenn du sagst du fühlst dich nicht behindert, jemand zu dir aber sagt, du bist es doch - ist das dann für dich eine Beleidigung, oder ist es für dich eine Feststellung?

**Christiane:** Nein das ist, glaube ich, eine Beleidigung.

**Alex:** Und warum?

**Christiane:** Ja weil das ein blödes Wort, ein Schimpfwort (...)[ist].

**Alex:** Da du jetzt gesagt hast, der Peter ist behindert, heißt das eigentlich, der Peter ist krank? Hast du das jetzt über den Peter gesagt, um vielleicht ein wenig über ihn zu schimpfen?

**Christiane:** Ja.

**Alex:** Was ich noch wissen wollte, ist, glaubst du, es gibt einen geistigen Unterschied zwischen dir und dem Ulli [WG-Leiter]? Oder zwischen den Langzeitbewohnern und den Studenten? Meinst du, da ist ein Unterschied?

**Christiane:** Nein.

**Alex:** Kein Unterschied?

**Christiane:** Nein.

**Alex:** So geistig sind wir alle gleich?

**Christiane:** Ja gleich. Gut drauf!

**Alex:** Einfach gut drauf.

**Lea:** Und körperlich?

**Christiane:** Da glaube ich auch das ihr alle fit seit, sonst hätte der Ulli mit der Anabel nicht in den Urlaub fahren können und so weiter.

**Alex:** Würdest du dir zutrauen, alleine zu leben?

**Christiane:** Nein, würde ich mir nicht.

**Alex:** Warum?

**Christiane:** Weiß ich auch nicht. Ich will die Werkstatt und all das nicht aufgeben.

**Lea:** Das müsstest du ja nicht. Du würdest nur deine eigene Wohnung bekommen und deinen Tagesablauf selber regeln. Du gehst in der früh in die Arbeit, kommst nach Hause, kaufst ein ... Würdest du das alleine schaffen?

**Christiane:** Ich glaube nicht, dass ich das schaffen würde.

**Alex:** Warum?

**Christiane:** Weiß ich nicht. ■

# ... hat im Laufe des Tages viele Entfaltungsmöglichkeiten.

Über Menschen

Von Lea Tesfaye

In der Tram auf dem Weg nach Hause überlege ich was ich kochen könnte. Es ist heiß, vielleicht etwas Leichtes. In der Villa finde ich mich in dem gewohnten Chaos meines Arbeitsplatzes wieder, der gleichzeitig den Raum, in dem ich lebe, darstellt. Christiane, unsere Helferin im „freiwillig sozialen Jahr“, sitzt bereits am großen Esstisch in der Mitte des Wohnzimmers, das durch seine Zentralität einen Raum der Begegnungen darstellt. Hier läuft man zwangsläufig jedem über den Weg. So kommt mir Rudi, einer meiner Mitbewohner, mit der Restmüll-Tonne entgegen und erzählt mir von der Deutschen Fußballmannschaft und seinem Lieblingsverein dem FC Bayern. Man versteht sein Gemurmel kaum, man hat lediglich eine Ahnung, von was er reden könnte. Meistens handelt es sich um Fußball. Selten spricht er über etwas anderes. Es scheint als wäre dieses Thema das Einzige das sich zu besprechen lohnt. Ich nicke ihm lächelnd zu und widme mich dem Abendessen.

Aus der Gemeinschaftskasse nehme ich mir etwas Geld. Mit Peter, einem weiteren Mitbewohner und einem riesigen Wanderrucksack, gehen wir für acht Leute einkaufen. Peter hat eine große, kräftige Gestalt und übernimmt, wie mir scheint, die Vaterrolle in der WG. Er liebt es, seine Mitbewohner mit paternalistischer Strenge und großmütterlicher Überfürsorge zugleich zu belehren und zu erziehen. Andererseits gehört er wohl zu den wenigen Menschen, die Bedenken haben, eine Frau einen sechs Kilo schweren Rucksack tragen zu lassen. Er nimmt mir den Rucksack nach dem Einkauf ab und wir gehen zurück in die Villa.

„Was gibt's den heute zu essen?“, fragt Elmar, der mich sogleich auf liebevolle Art in den Arm nimmt und mir einen Kuss auf die Wange drückt. Elmar erinnert mich oft an einen Schuljungen, der niemals ohne Bauchtasche, sein wichtigstes Accessoire zu sehen ist. Er trägt mit Vorliebe Trainingsjacken

vom TSV 1860 und erklärt sich somit zum Opponenten von Rudi. Mir fällt der Zugang zu Elmar leichter als zu manch anderem Mitbewohner. Vielleicht weil mir seine teilweise dickköpfige und uneinsichtige Art, die ich von mir selber gut kenne, sympathisch ist. Ich habe allerdings Probleme, in Elmar einen vierzigjährigen Mann zu sehen, da er mich in seinem Verhalten oftmals an einen kleinen Jungen erinnert. So pendele ich im Umgang mit Elmar, aber auch mit meinen anderen Bewohnern, zwischen Bevormundung und der Einsicht, dass jeder eigene Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit besitzt und besonders in einer solchen integrativen Wohngemeinschaft die Möglichkeit der Entfaltung der solchen genießen sollte.

Bitte ich Elmar, mir beim Gemüseschneiden zu helfen, so tut er dies unglaublich langsam und zeigt sich mäßig begeistert. Er ist unkonzentriert und findet ständig etwas Interessanteres zu tun. Er geht und kommt wieder, lässt die Arbeit stehen und verzieht sich manchmal sogar ganz. Wie reagiere ich darauf? Oft bin ich verärgert und versuche ihm zu erklären, dass er mir helfen soll. Tut er es nicht, mache ich es lieber selber ohne lange zu diskutieren. Freilich sieht das Projekt im Idealfall anders aus. Im Idealfall hätte ich eine sozialpädagogische Ausbildung und würde ihn mit der Ausdauer, Geduld und verständnisvollen Art eines Pädagogen wieder in die Arbeit einbinden. Meine Variante ist einfacher und bequemer. Aber nicht wirklich integrativ. Hier stößt das Projekt des ‚Integrativen Wohnens‘ an eine seiner zahlreichen Grenzen.

So stelle ich mir viele Fragen: Inwieweit möchte ich meine Mitbewohner in mein Leben einbeziehen? Können wir gleichberechtigt Freunde sein? Muss ich immer den Part der Betreuerin spielen? Kann ich mein Gegenüber als vollständig handlungs- und entscheidungsfähiges Individuum anerkennen? Endlich sind wir alle zusammengekommen. Das gemeinsame

Essen ist ein verlässlich stattfindendes Ritual. In der Regel finden sich alle Mitbewohner des Hauses dazu ein. Der Esstisch dient hier als ein Ort des Austausches und gegenseitiger Mitteilungen. Ich genieße es, inmitten eines lebendigen Durcheinanders zu essen. In Gesprächen am Tisch treffen Lebenswelten aufeinander. Hier erzählt der eine von seiner Arbeit, dort berichtet der nächste über Szenen aus der Uni. Christiane, eine weitere Mitbewohnerin erzählt mir, sichtlich aufgewühlt, dass ihre Thermoskanne in der Arbeit zu Bruch gegangen ist. Sie weint. Sie reagiert bei solchen Lappalien - zumindest scheinen sie es für mich zu sein - sehr emotional. Von einer gewissen Routine gefasst, vertröste ich sie auf eine neue Thermoskanne. Christiane hat sich mir bisher immer verschlossen. Oft weiß ich nicht, wie ich ihr begegnen soll. Sie selbst hat einmal festgestellt, dass sie es mit Männern leichter hat, eine Beziehung aufzubauen als mit Frauen. Trotzdem vertraut sie mir, wenn ich ihr sage, dass man die Kanne jeder Zeit ersetzen kann.

Bei solchen Gelegenheiten fällt mir allerdings auf, dass die behinderten Mitbewohner untereinander wenig kommunizieren. Mitteilungen und wichtigere Belange richten sich immer gezielt an die Studenten. Oft habe ich festgestellt, dass einfache Mitteilungen zwischen den Behinderten zu großen Missverständnissen führen können, die wiederum in Konflikte ausarten. Meistens ist es ein akustisches Missverständnis, das aus einem „Kannst Du mal die Milch holen?“ ein böswillig klingendes Gebrumme macht. Deswegen scheint es mir oft, dass die Behinderten untereinander längeren Gesprächen ausweichen. Es ist fast so, als würden sie es bevorzugen die Studenten in ihr Leben einbeziehen.

Ich denke oft über die Frage des integrativen Zusammenlebens nach und überlege, inwieweit man sie in diesem Projekt besser umsetzen könnte, denn ich glaube, die Frage der Inte-

gration ist mit der Tatsache, dass wir alle unter einem Dach leben, noch nicht geklärt.

Der Tag vergeht. Die letzte Wäsche kommt noch in den Trockner, ehe sich das Wohnzimmer langsam leert. Monika, eine kleine stämmige Frau, ist die Einzige, die noch im Wintergarten vor dem Fernseher sitzt und sich den ‚Frauenknast‘ ansieht. Ich frage, ob sie schlafen gehen möchte. Diese Frage begreift sie normalerweise als Handlungsaufforderung, da sie von selbst nicht ins Bett gehen würde. Diesmal hat sie mich wohl nicht gehört, da sie mich ignoriert. Monika spricht nicht von sich aus mit uns, was sie mir zu einem geheimnisvollen Menschen macht. Alles was ich versuchen kann, ist durch Fragen ihre Stimmung abzutasten und auf eine Reaktion zu hoffen. Also formuliere ich die Frage um, betone die Worte ‚Bett‘ und ‚schlafen‘ besonders, bis mir klar wird, dass es sich um kein akustisches Verständnisproblem handelt, sondern dass sie einfach noch nicht schlafen gehen will. Also lasse ich sie den Rest vom ‚Frauenknast‘ zu Ende sehen.

„Monika“, frage ich vorsichtig, nachdem die Serie zu Ende geht, „möchtest du vielleicht jetzt ins Bett gehen?“. Sie springt von ihrem Stuhl auf und sagt: „Gut‘ Nacht!“. Sie geht in ihr Zimmer, zieht sich um und setzt sich auf ihr Bett. Sie wartet darauf, dass ich komme, ihr eine gute Nacht wünsche und das Licht lösche. Ich habe es einmal vergessen und da saß sie noch bis tief in die Nacht wach auf ihrem Bett. Anscheinend sieht sie die unmittelbare Verbindung von ‚ich bin müde, also gehe ich schlafen‘ nicht. Ohne Aufforderung würde sie die ganze Nacht auf bleiben.

Ich gebe ihr jetzt ein wenig Zeit, um sich fertig zu machen. Als ich komme, sitzt sie auf der Bettkante. „Gute Nacht, Monika.“. „Gut‘ Nacht“, erwidert sie. Ich lösche das Licht und sie legt sich schlafen. ■

*Impressum:*

**Vi.S.d.P.:** Alexander Grunert, Johann-Sebastian-Bach-str. 20, 80639 München

**Autoren und Mitwirkende:** Sophia Al-Saroori, Frances Egerer, Gabriela Garrido-Kastenhuber, Alexander Grunert, Andreas Höll, Alexander Knorr, Bernadette Längle, Philipp Müller, Shannon Özdemir, Lisa Riedner, Tina Stork, Christine Straßmaier, Lea Tesfaye, Magnus Treiber, Wolfgang Wohlwend, Falko Zemmrich, Jens Zickgraf

**Umschlaggestaltung:** Florian Kroschel

**Foto auf den Umschlag-Innenseiten:** Fabian Klenk

**Foto auf Seite 3:** Jens Zickgraf

**Auflage:** 700

**Druck:** Schmidt Druck, Amselweg 1, 84109 Wörth an der Isar

**Satz und Layout:** Florian Kroschel – [www.florianskroschel.de](http://www.florianskroschel.de)

**Website:** [www.ethnologik.de](http://www.ethnologik.de)

**eMail:** [ethnologik@gmx.de](mailto:ethnologik@gmx.de)

**Erscheinungsweise:** halbjährlich

**Redaktionsadresse:** Redaktion Ethnologik, Institut für Völkerkunde und Afrikanistik der LMU München, Oettingenstr.67, 80538 München

**Redaktionsschluss dieser Ausgabe:** 1. Juli 2006

**Nächstes Erscheinungsdatum:** Ende Wintersemester 2006/07

**Wir freuen uns auch über Leserbriefe,** die an die angegebene Redaktionsadresse und/oder über das Internet an uns gerichtet werden können. Wir behalten uns die Veröffentlichung und das Kürzen von Leserbriefen vor. Für unaufgefordert eingesendete Texte und Fotos wird keine Gewähr übernommen. Ebenfalls freuen wir uns natürlich über Autoren und Helfer für die nächste Ausgabe. Das erste Redaktionstreffen wird am Schwarzen Brett, sowie unter [www.ethnologik.de](http://www.ethnologik.de) und [www.ethnolog.de](http://www.ethnolog.de) bekanntgegeben.



